



universität
wien

MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

Die Bedeutung der Eltern
von jungen Erwachsenen mit erhöhtem Unterstützungsbedarf
im Übergangsprozess in den allgemeinen Arbeitsmarkt

- Eine qualitative Untersuchung mit Eltern von jungen Erwachsenen mit erhöhtem
Unterstützungsbedarf im Projekt „P.I.L.O.T.“ des Vereins Integration Wien -

verfasst von / submitted by

Sarah Maria König, BEd

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Arts (MA)

Wien, 2017 / Vienna 2017

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

A 066 848

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Masterstudium Bildungswissenschaft

Betreut von / Supervisor:

Univ. Prof. Dr. Gottfried Biewer

Mitbetreut von / Co-Supervisor:

Dr. Oliver Koenig

Ich versichere:

- (1) dass ich die Masterarbeit selbstständig verfasst, andere als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel nicht benutzt und mich auch sonst keiner unerlaubten Hilfe bedient habe.
- (2) dass ich diese Masterarbeit bisher weder im In- oder Ausland in irgendeiner Form als Prüfungsarbeit vorgelegt habe.

Datum

Unterschrift

Danksagung

Das Masterstudium – besonders das Verfassen der Masterarbeit – war für mich mit zahlreichen Herausforderungen verbunden. Rückblickend kann ich sagen, dass dieses Studium meinen Horizont erweitert und meinen (kritischen) Geist geschärft hat.

Mein größter Dank gilt meiner *Familie* und meinen *FreundInnen*. Besonders dann, wenn ich nicht mehr weiter konnte, habt ihr an mich geglaubt. Ich danke euch, dass ihr mich im Gebet begleitet habt und stets aufmunternde Worte parat hattet. Ohne euch würde ich nicht dort stehen, wo ich jetzt bin.

Ein besonderer Dank gilt meinem Mitbetreuer *Dr. Oliver Koenig*, der sich für all meine Fragen Zeit genommen hat, mir mit konstruktiver Kritik zur Seite stand und es mir ermöglichte, meine Arbeit weiterzuentwickeln. An dieser Stelle möchte ich mich auch bei meinen beiden Kolleginnen und Freundinnen *Anna-Katharina* und *Eva* bedanken. Ihre Unterstützung sowie dass viele gemeinsame Lachen haben mir über so manche Hürde geholfen.

Nicht zuletzt möchte ich mich bei meinen *ForschungsteilnehmerInnen* für ihre Zeit und ihre Offenheit, die sie mir während der Interviews entgegenbrachten, bedanken und wünsche ihnen für ihre Zukunft alles Gute.

Diese Arbeit widme ich meinem Großvater *Franz Weiglhuber*,
der niemals aufgehört hat nach Wissen zu streben
und stets ein Vorbild für mich bleiben wird.

Inhaltsverzeichnis

I Einleitung	11
1.1 Bildungswissenschaftliche Relevanz	12
1.2 Darstellung der für die Arbeit zentralen Themengebiete	14
1.2.1 Zur Situation von Familien mit Kindern mit Beeinträchtigung.....	14
1.2.2 Methodischer Ansatz der Persönlichen Zukunftsplanung	17
1.3 Forschungsinteresse und Auszug aus dem Forschungsstand	19
II Theoretischer Bezugsrahmen.....	25
2.1 Die Bedeutung der Familie im beruflichen Übergangsprozess	25
2.1.1 Auswirkungen des Übergangsprozesses auf die Familie	26
2.1.2 Rollen sowie Kompetenzen von Eltern von Kindern mit Beeinträchtigung	29
2.2 Die Bedeutung der Zusammenarbeit von Eltern und Fachleuten	31
2.3 Die Bedeutung des sozialen Netzwerks	35
III Methodischer Bezugsrahmen.....	37
3.1 Erhebungsmethode samt forschungsethischer Überlegungen	38
3.2 Auswertungsmethode und -prozess.....	39
IV Empirischer Teil der Masterarbeit.....	46
4.1 Gesamtmodell – Eine Hinführung.....	46
4.1.1 Modell „Pendelbewegung zwischen Sicherheit und Herausforderung“	46
4.1.2 Darlegung der Kategorien	48
4.2 Auswertung und Analyse des Datenmaterials	50
4.2.1 Familie Gruber	50
4.2.1.1 Blick auf das Kind.....	50
4.2.1.2 Eltern-Kind-Beziehung	52
4.2.1.3 Aktuelle Situation der Familie	53
4.2.1.4 Vorstellungen/Antizipationen Zukunft.....	56
4.2.1.5 Sorgen/Ängste - Hoffnungen	57
4.2.1.6 Zwischenfazit	58
4.2.2 Familie Wagner	60
4.2.2.1 Blick auf das Kind.....	60
4.2.2.2 Eltern-Kind-Beziehung	62
4.2.2.3 Aktuelle Situation der Familie	63
4.2.2.4 Vorstellungen/Antizipationen Zukunft.....	65
4.2.2.5 Sorgen/Ängste – Hoffnungen	66
4.2.2.6 Zwischenfazit	67
4.2.3 Familie Huber	69
4.2.3.1 Blick auf das Kind.....	69
4.2.3.2 Eltern-Kind-Beziehung	70
4.2.3.3 Aktuelle Situation der Familie	71
4.2.3.4 Vorstellungen/Antizipationen Zukunft.....	72

4.2.3.5 Sorgen/Ängste – Hoffnungen	74
4.2.3.6 Zwischenfazit	75
4.2.4 Familie Schmidt	77
4.2.4.1 Blick auf das Kind.....	77
4.2.4.2 Eltern-Kind-Beziehung	78
4.2.4.3 Aktuelle Situation der Familie	80
4.2.4.4 Vorstellungen/Antizipationen Zukunft.....	81
4.2.4.5 Sorgen/Ängste – Hoffnungen	83
4.2.4.6 Zwischenfazit	83
4.2.5 Familie Mayer	86
4.2.5.1 Blick auf das Kind.....	87
4.2.5.2 Eltern-Kind-Beziehung	88
4.2.5.3 Aktuelle Situation der Familie	89
4.2.5.4 Vorstellungen/Antizipationen Zukunft.....	90
4.2.5.5 Sorgen/Ängste – Hoffnungen	91
4.2.5.6 Zwischenfazit	93
4.2.6 Familie Berger.....	95
4.2.6.1 Blick auf das Kind.....	95
4.2.6.2 Eltern-Kind-Beziehung	96
4.2.6.3 Aktuelle Situation der Familie	97
4.2.6.4 Vorstellungen/Antizipationen Zukunft.....	99
4.2.6.5 Sorgen/Ängste – Hoffnungen	100
4.2.6.6 Zwischenfazit	101
4.3 Zusammenfassung der Ergebnisse zu den Kategorien	103
4.3.1 Blick auf das Kind.....	105
4.3.2 Eltern-Kind-Beziehung	106
4.3.3 Aktuelle Situation der Familie	107
4.3.4 Vorstellungen/Antizipationen Zukunft.....	108
4.3.5 Sorgen/Ängste – Hoffnungen	109
Abschlussgedanken und Ausblick	111
Literatur	115
Anhang.....	120
Kurzfassung	120
Abstract	121
Lebenslauf.....	122

Abbildungsverzeichnis

Abb. 1: „Conceptual model of the transition to adulthood: Mental retardation, families, and culture."	26
Abb. 2: „Das Kind als Mitglied zweier interdependenter Bezugssysteme" (Speck 2008, 481)	33
Abb. 3: „Parallelität der Arbeitsschritte im Verfahren der Grounded Theory"	40
Abb. 4: Mindmap	43
Abb. 5: Gruppierung von Themen	44
Abb. 6: Veränderungsprozesse.....	45
Abb. 7: Erläuterung der ‚Waagenelemente‘	46
Abb. 8: Waage Familie Gruber	59
Abb. 9: Waage Familie Wagner	68
Abb. 10: Waage Familie Huber	76
Abb. 11: Waage Familie Schmidt	85
Abb. 12: Waage Familie Mayer	94
Abb. 13: Waage Familie Berger.....	102
Abb. 14: Grafische Darstellung zur Bedeutung elterlicher Unterstützung im Übergangsprozess.....	104
Abb. 15: Waage – Gesamtdarstellung aller Familien.....	110

Tabellenverzeichnis

Tab. 1: Gegenüberstellung „institutionelle Hilfeplanung“ vs. „Persönliche Zukunftsplanung“	18
Tab. 2: Angaben zu den InterviewteilnehmerInnen	38

I Einleitung

Die vorliegende Masterarbeit wurde im Rahmen des Masterstudiums Bildungswissenschaft im Schwerpunkt „Inklusive Pädagogik bei speziellem Bedarf“ an der Universität Wien verfasst. Ihr Ziel ist die Herausarbeitung von familiären Veränderungen im Übergangsprozess aus Sicht der Eltern von jungen Erwachsenen mit erhöhtem Unterstützungsbedarf, die am Projekt „P.I.L.O.T.“ teilnehmen. Dieses Pilotprojekt vom Verein Integration Wien, welches sich an „ifs Spagat“¹ orientiert, begleitet junge Erwachsene mit erhöhtem Unterstützungsbedarf und macht es sich zur Aufgabe, sie bei ihrer individuellen Lebens- und Zukunftsplanung zu unterstützen. Im Konzept des Vereins heißt es, dass den TeilnehmerInnen in ihrer aktuellen Lebenssituation begegnet und eine vertrauensvolle Beziehung zu ihnen aufgebaut wird, um sie anschließend u. a. bei der Wahl ihres Ausbildungsplatzes bzw. ihrer künftigen Arbeitsstelle am allgemeinen Arbeitsmarkt bestmöglich unterstützen zu können (vgl. Engl 2016a, 1f., 5). Dieses Projekt wird von Dr. Oliver Koenig wissenschaftlich begleitet. Im Zuge dessen wurden zwei weitere Masterarbeiten zu spezifischen Forschungsfragen verfasst. Eine dieser Untersuchungen beschäftigt sich mit der Perspektive der jungen Erwachsenen mit erhöhtem Unterstützungsbedarf, die zweite mit der der MitarbeiterInnen des Projekts „P.I.L.O.T.“.

Fasching (2004, 3) thematisiert in ihrem Artikel „Problemlagen Jugendlicher mit Behinderung in Bezug auf die berufliche Integration“ die Bedeutung sowie die Auswirkungen vorhandener bzw. fehlender Unterstützung durch die Eltern im Zuge der beruflichen Integration junger Erwachsener am Arbeitsmarkt. Dabei betont sie Folgendes: „Die Voraussetzungen des Sozialisationsfeldes Familie erschweren oft die berufliche Integration Jugendlicher mit Lernbehinderung.“ (ebd.) In Anlehnung an Seifert (1977) macht sie darauf aufmerksam, dass die Einstellungen, welche Familien zur Berufstätigkeit ihrer Kinder haben, und die Bereitschaft, bei Schwierigkeiten Unterstützung zu leisten, einen großen Einfluss auf die berufliche Integration ausüben. Demnach wird die Berufswahl von den Eltern der Jugendlichen geprägt und auch mitentschieden. In den meisten Fällen erhalten die jungen Menschen mit Beeinträchtigung von ihren Eltern nicht die notwendige Hilfe bei der beruflichen Integration, was zu geringen Chancen am Arbeitsmarkt beitragen kann. Die fehlende Unterstützung von der elterlichen Seite lässt die berufliche Integration nur schwer gelingen. (vgl. ebd., 3) Das Projekt „P.I.L.O.T.“ versucht daher, die Eltern in den Prozess der

¹ „ifs Spagat ist ein Angebot der beruflichen Integration auf den ersten Arbeitsmarkt für Menschen mit kognitiver oder mehrfacher Behinderung“ (Weissenbach 2015, 131). Die Abkürzung „ifs“ steht für „Institut für Sozialdienste“ (vgl. ebd., 131).

beruflichen Integration zu involvieren (vgl. Engl 2016a, 5). Diese Zusammenarbeit zeigt sich u. a. in ihrer Teilnahme an Unterstützernetzen ihrer Kinder (vgl. ebd.). Im Fokus dieser Masterarbeit steht die Bedeutung der elterlichen Teilhabe am Übergang ins Erwerbsleben junger Erwachsener mit Beeinträchtigung. Des Weiteren wird untersucht, ob und inwiefern die Persönliche Zukunftsplanung – die im Projekt einen großen Stellenwert einnimmt – im beruflichen Übergangsprozess unterstützend wirkt (vgl. ebd., 3).

Die Gliederung der vorliegenden Arbeit sieht wie folgt aus: Der *Einleitungsteil* beinhaltet neben der Darlegung der bildungswissenschaftlichen Relevanz eine thematische Hinführung zum Gegenstand sowie eine Vorstellung des Forschungsstands. Im *theoretischen Bezugsrahmen* werden die Bedeutung der Familie bzw. der Eltern im Übergangsprozess junger Erwachsener mit erhöhtem Unterstützungsbedarf sowie die Rollen und Kompetenzen von Eltern thematisiert. Des Weiteren wird sowohl auf die Zusammenarbeit von ProfessionistInnen und Eltern als auch auf die Relevanz des sozialen Umfelds für die Familien eingegangen. Im *methodischen Bezugsrahmen* werden der Zugang zum Forschungsfeld dargelegt und die Methodik sowie Methodologie vorgestellt. Der *empirische Teil der Masterarbeit* wiederum widmet sich den an der Erhebung teilnehmenden Eltern. Daraufhin findet eine Zusammenschau der Ergebnisse statt. Das abschließende Resümee schafft einerseits eine Verbindung zwischen Empirie und Theorie, andererseits wird darin ein Ausblick gegeben.

1.1 Bildungswissenschaftliche Relevanz

Mit dem (beruflichen) Übergangsprozess verändert sich die familiäre Situation der jungen Erwachsenen mit erhöhtem Unterstützungsbedarf, wodurch andere Bildungs- und Entwicklungsprozesse in den Vordergrund rücken. Laut Beck et al. (2012, 6) eröffnen sowohl „Bildung“ als auch „Erziehung“

„Optionen für die Lebensgestaltung, und das bedeutet, die eigene Identität nicht nur schicksalhaft oder einzig von außen determiniert zu erleben, sondern auch über Möglichkeiten der Selbstverwirklichung und der Auswahl von Handlungsmöglichkeiten zu verfügen, Zwänge und Grenzen ebenso wie Handlungs- und Veränderungsmöglichkeiten erkennen und nutzen zu können“.

Mit Biewer (2010, 80) wird deutlich, dass im Unterschied zur allgemeinen Pädagogik auch der Entwicklungsgedanke für die Heilpädagogik von zentraler Bedeutung ist: „Die Erleichterung und Ermöglichung von Entwicklungsprozessen ist eine vorrangige Aufgabe heilpädagogischen Handelns.“ Laut Bundschuh (2007, 58) ist die menschliche Entwicklung

für die Heilpädagogik als „ein komplexer, mehrdimensionaler Prozess zwischen Anlage, Reifung, Umwelt, Erziehungs- und Lernbedingungen (Sozialisationsbedingungen) sowie Selbstentfaltungskräften der Person“ zu sehen. Es ist in der bildungswissenschaftlichen Disziplin unbestritten, dass die Familie für die kindliche Entwicklung von großer Signifikanz ist (vgl. Jetter 2003, 15). Laut Jetter (2003, 21) gilt sie als eine soziale Gemeinschaft. In dieser Einheit erhält jedes einzelne Individuum seinen emotionalen Rückhalt, seine Rolle und seine Identität für das eigene Leben außerhalb des Familienbundes. Deshalb ist das System „Familie“ für die Lern- und Entwicklungsprozesse (im beruflichen Kontext) der jungen Erwachsenen mit erhöhtem Unterstützungsbedarf von so hoher Bedeutung. Familien mit Kindern mit Beeinträchtigung werden mit den gleichen Problemen und Herausforderungen konfrontiert wie Familien von Kindern ohne erhöhtem Unterstützungsbedarf. Jedoch ergeben sich aufgrund der beeinträchtigungsbedingten Aufgaben in erster Linie sozial bedingte Belastungen, welche im sozialen Umfeld der Familie auftreten und aufgrund der unzureichenden Angebote der Hilfesysteme entstehen. (vgl. Engelbert 2012, 96) Auch Biewer (2010, 198) formuliert, dass Familien mit einem Kind mit Beeinträchtigung ebenfalls so unterschiedlich sein können wie Familien mit Kind ohne erhöhtem Unterstützungsbedarf. Zudem hat die Beeinträchtigung eines Familienmitglieds Auswirkungen auf das gesamte Familiengefüge.

Bezogen auf den Übergang von der Schule ins Berufsleben konstatieren Kim und Turnbull (2004, 53) Folgendes: „The transition from high school to adulthood is a major life change for most young adults and their families, and generally it is depicted as an especially stressful time for young people with disabilities and their families.“ Heckmann (2004, 25, 27) unterstreicht dies, indem er festhält, dass Familien von Jugendlichen mit Beeinträchtigung vor erhebliche Risiken, Belastungen und Unsicherheiten gestellt werden können. Der Übergang ins Berufsleben kann über einen längeren Zeitraum hinweg verlaufen, da er mit Eingliederungsprozessen, Fördermaßnahmen, Ausbildungen, Praktika und befristeten Arbeitsverhältnissen einhergeht und die Eingliederung nicht immer unmittelbar funktioniert (vgl. ebd.). In diesem Zusammenhang sind auch die Unterstützungsleistungen von Eltern junger Menschen mit erhöhtem Unterstützungsbedarf anzuführen: „Obwohl die Unterstützungsleistungen von Eltern behinderter Kinder beim Übergang ins Berufsleben bisher nicht wissenschaftlich untersucht wurden, ist davon auszugehen, dass diese Problemlage mit erheblichen elterlichen Bewältigungsleistungen verbunden ist.“ (ebd., 27)

Bildungswissenschaftlich relevant erscheint demnach die Frage, welche Rolle den Eltern von Menschen mit erhöhtem Unterstützungsbedarf bei der Entwicklung beruflicher Ziele bzw.

beim Übergang ins Berufsleben zukommt. Zudem scheint von Interesse, ob bzw. in welcher Form sich diese Übergangsphase auf die Eltern-Kind-Beziehung auswirkt und welche möglichen Herausforderungen und Veränderungen dabei für die Familien zum Vorschein kommen.

1.2 Darstellung der für die Arbeit zentralen Themengebiete

1.2.1 Zur Situation von Familien mit Kindern mit Beeinträchtigung

Grundsätzlich stellt eine Familie den „primären Ort der Sozialisation“ (Wachtel 2016, 427) sowohl für Kinder und Jugendliche mit als auch ohne erhöhtem Unterstützungsbedarf dar. Die Behinderung eines Kindes ist ein „nicht-normatives Ereignis“ (Wachtel 2016, 427) im Leben einer Familie, wodurch sie mit vermehrten Belastungen konfrontiert wird (vgl. Speck 2008, 470). Rosenkranz (1998, 28f.) führt verschiedene Bereiche an, in denen Schwierigkeiten auftreten können:

- „persönliche (emotionale/psychische),
- soziale (Beziehungen, Kontakte, Netzwerke, Gesellschaft usw.),
- physische (körperliche, psychosomatische usw.),
- kognitive (es fehlen Informationen),
- instrumentelle (praktische),
- sozioökonomische (Familienstand, Wohnversorgung usw.),
- finanzielle (Einkommen, erhöhte Ausgaben für die Betroffenen usw.).“

Engelbert (2002, 39) beschreibt ebenfalls Bereiche, welche sich auf die Eltern von Kindern mit erhöhtem Unterstützungsbedarf auswirken:

- (1) Durch den „gesellschaftlichen Umgang mit Gesundheitsbeeinträchtigungen“ (ebd.) sowie mit den mit der Beeinträchtigung des Kindes einhergehenden Herausforderungen ergibt sich die spezielle Situation der Familie. Beeinträchtigungen und Gesundheitsprobleme werden häufig als „selbstverschuldet oder zumindest als mitverschuldet“ (ebd.) angesehen. Zudem führen die Diversifikation wie auch Komplexität von Beeinträchtigungen und deren Ursachen zu einem langwierigen Diagnoseprozess, was zur erschwerten Familiensituation beiträgt (vgl. ebd.).
- (2) Da bei Kindern mit erhöhtem Unterstützungsbedarf die als wichtig empfundenen „Erziehungsziele Leistungsfähigkeit und Selbstständigkeit“ (ebd.) nur bedingt verfolgt werden können, hat dies sowohl eine erschwerte Integration der Menschen mit erhöhtem

Unterstützungsbedarf in die Gesellschaft als auch eine eingeschränkte Anerkennung ihrer Eltern zur Folge (vgl. ebd.).

- (3) Laut Engelbert (2002, 40) gibt es für Eltern von Kindern mit Beeinträchtigung „keine Vorbilder, keine fraglos verfügbaren Handlungsmuster und Entscheidungshilfen“, wodurch sie häufig verunsichert sind. Hierzu führen auch Kardorff und Ohlbrecht (2014, 20) sowie Seifert (2014, 25) an, dass die Familien meist keine Vorbilder in der eigenen Familie bzw. der Gesellschaft finden.
- (4) Darüber hinaus kämpfen diese Eltern des Öfteren mit schlechtem Gewissen, da sie sich auf der einen Seite die optimalste Entwicklung sowie Glück und Wohlergehen für ihr Kind wünschen, dies stößt jedoch auf der anderen Seite oft mit den „häufig anstrengenden und ggf. auch überfordernden Förderaufwendungen“ (Engelbert 2002, 40) zusammen.

Eltern von Kindern mit erhöhtem Unterstützungsbedarf sehnen sich, neben den Hilfeleistungen für ihr Kind, „auch nach Sicherheit, Anerkennung, Normalität und Entlastung“ (ebd.). Kardorff und Ohlbrecht (2014, 23) verdeutlichen, bezogen auf diesen Wunsch der Eltern, folgende Ambivalenz: „Die betroffenen Familien wünschen sich Normalität und Dazugehören, andererseits finden sie wirkliches Verständnis nur bei den Gleichbetroffenen und oft nur in den Sonderwelten.“

In Anlehnung an Kobi (1983) schreibt Speck (2008, 470), dass die Beschwerlichkeiten für Eltern von Kindern mit Beeinträchtigung u. a. eine „stärkere Angewiesenheit auf öffentliche Hilfe“ mit sich bringen. Dies bedeutet das Aufsuchen verschiedener Institutionen und damit verbunden den Kontakt mit Fachleuten in den unterschiedlichsten Tätigkeitsfeldern. Seit Mitte der 80er-Jahre findet die Zusammenarbeit von ProfessionistInnen und Eltern in der Fachliteratur immer mehr Interesse (vgl. Eckert 2002, 81). Eckert (2002, 10f.) erwähnt in seiner Darlegung zwei zentrale Argumente, die für die Einbeziehung von Eltern sprechen:

„Zum einen wird auf diesem Wege durch eine lebensnahe Schilderung relevanter Aspekte aus ‚erster Hand‘ ein besseres Verständnis elterlicher Themen und eine Sensibilisierung für die Belange der Eltern gefördert. Zum anderen kann durch die Berücksichtigung der Meinungen der Eltern als ‚Nutzer‘ unterschiedlicher Einrichtungen der Behindertenhilfe eine bedarfsorientierte Überprüfung und Bewertung bestehender Unterstützungsangebote ermöglicht werden.“

Mit dem Kontakt mit ProfessionistInnen ist das Öffnen der Familie nach außen hin verbunden. Da es sich meist um einen intensiven Austausch mit den Fachleuten handelt, geht eine Veränderung der Alltagsgestaltung der Familie miteinher. (vgl. Engelbert 2002, 39) In Anlehnung an Engelbert (1999) schreiben Kardorff und Ohlbrecht (2014, 20), dass das

Einwirken der Professionellen zu einer von ihnen beeinflussten und (stark) prüfenden „Binnenstruktur“ der Familie führt. Dies kommt dem Bedürfnis der Familie nach Abgrenzung in die Quere (vgl. Engelbert, 2002, 39). Die von den Eltern damit verknüpfte Ambivalenz drückt Wachtel (2016, 430) wie folgt aus:

„Die Balance zwischen einem angemessenen familialen Zusammenhalt und einer gewissen Abgrenzung gegenüber der Umwelt im Sinne einer eigenen Handlungslogik einerseits sowie einer selbstgesteuerten Öffnung gegenüber der Umwelt andererseits kann durch die Inanspruchnahme von Hilfe gefährdet werden.“

Laut Rosenkranz (1998, 61) handelt es sich bei der Elternschaft um einen zeitlich begrenzten Zustand, welcher andauert, „solange die Kinder im gemeinsamen Haushalt betreut und versorgt werden“. Durchschnittlich macht die genannte „Familienphase“ ein Viertel der Lebenszeit aus (vgl. ebd.). Durch das Erwachsenwerden des Kindes werden die Eltern mit neuen Herausforderungen konfrontiert: „Mütter und Väter erleben es oft als schwierig, die Balance zu finden zwischen ihrer lebenslangen Verantwortung und dem Wunsch des erwachsen gewordenen Kindes nach einem möglichst selbstbestimmten Leben, das auch Risiken impliziert“ (Seifert 2014, 30f.). Im ‚Normalfall‘ geht der Ablöseprozess dadurch vonstatten, dass die Jugendlichen im Zuge ihres Erwachsenwerdens vermehrt Verantwortung übernehmen, bis sie ein von den Eltern unabhängiges Leben führen können. Im Falle von Eltern von Kindern mit erhöhtem Unterstützungsbedarf kommt es vor, dass die Familienphase nie gänzlich endet. (vgl. Rosenkranz 1998, 61)

Bei Kindern mit intellektueller Beeinträchtigung sind die elterlichen Bedenken verstärkt vorhanden und bewirken einen verzögerten Ablöseprozess bzw. eine geringe Bereitschaft, „das erwachsene Kind aus dem Elternhaus zu entlassen“ (Seifert 2014, 31). Der Ablöseprozess bringt eine ambivalente Haltung der Eltern mit sich. Zum einen sind sie sich der Argumente für eine altersgemäße Ablösung bewusst und wünschen sich eine Entlastung der eigenen Person, zum anderen fällt es ihnen schwer, die Betreuung ihrer Tochter bzw. ihres Sohnes (vermehrt) externen Personen zu überlassen. Im Gefolge dessen kommt es zu Sorgen über mögliche mit der Ablösung verbundene Probleme. (vgl. Fischer 2006, 274) Fischer (2006, ebd.) bezieht sich hierbei auf die Ablösung junger Erwachsener mit Beeinträchtigung vom Elternhaus. Anzunehmen ist jedoch, dass sich dies auch auf den Übergang von der Schule in das Erwachsenenleben und damit das Arbeitsleben übertragen lässt, da dieser Prozess nach Fasching und Pinetz (2008, 29) „mehrperspektivisch“ zu betrachten ist. Es findet nicht nur ein Tätigkeitswechsel statt, sondern „eine schlagartige Veränderung vieler sozialer Bezugsgrößen wie zum Beispiel der sozialen Rolle, des sozialen Status und der

sozialen Beziehungen“ (ebd.). Damit verbunden ist u. a. die bereits erwähnte Loslösung vom Elternhaus (vgl. ebd.).

1.2.2 Methodischer Ansatz der Persönlichen Zukunftsplanung

Die sog. Persönliche Zukunftsplanung ist ein Ansatz der „Personenzentrierten Planung“, welche folgenderweise beschrieben werden kann: „[A] family of approaches to organizing and guiding community change in alliance with people with disabilities and their families and friends.“ (O' Brien, Lovett 1992, 10) Diese Ansätze entstanden Mitte der 80er-Jahre und dienen vor allem der Planung und Bereitstellung von Dienstleistungen für Erwachsene mit Beeinträchtigung. Die Person mit erhöhtem Unterstützungsbedarf entwickelt in Zusammenarbeit mit ihren UnterstützerInnen Zukunftspläne: „[The aim is] to tailor supports to individual strengths, needs, and preferences with the goal of fostering self-determination and community inclusion.“ (Kim, Turnbull 2004, 53) Die Persönliche Zukunftsplanung, welche seit den 1990er-Jahren im deutschsprachigen Raum in erster Linie durch Doose sowie Boban und Hinz an Bekanntheitsgrad (dazu)gewonnen hat (vgl. Theunissen 2012, 5), kann für Menschen jeden Alters stattfinden und unterschiedliche Schwerpunkte setzen (vgl. Lindmeier, Meyer 2005, 2). Zumeist findet sie ihre Anwendung „in einer Situation des Übergangs, der Veränderung oder auch Stagnation und Hilflosigkeit“ (Siegert 2008, 58), in der sich eine Person Unterstützung bei der Bearbeitung dieser wünscht. Ein Beispiel dafür kann der Übergang von der Schule in das Berufsleben darstellen (vgl. ebd., 57). Doose (2011, 3) formuliert die dahinterstehende Bedeutung und das Ziel der Persönlichen Zukunftsplanung wie folgt:

„[Sie] umfasst eine Vielzahl methodischer Planungsansätze um mit Menschen mit und ohne Behinderung über ihre Zukunft nachzudenken, eine Vorstellung von einer erstrebenswerten Zukunft zu entwickeln, Ziele zu setzen und diese mit Hilfe eines Unterstützungskreises Schritt für Schritt umzusetzen.“

Siegert (2008, 59) fügt dem noch hinzu, dass es darum geht, „Zukunftsentwürfe jenseits vorgegebener Strukturen zu entwickeln und zu realisieren“. Mittels folgender Veranschaulichung soll der Unterschied zwischen (herkömmlichen) institutionellen Hilfeleistungen für Menschen mit erhöhtem Unterstützungsbedarf und der Persönlichen Zukunftsplanung dargestellt werden:

Institutionelle Hilfeplanung	Persönliche Zukunftsplanung
• Orientierung an Behinderung • Betonung von Defiziten und Bedürfnissen • Ziel: oft Reduzierung von negativen Verhaltensweisen • Hilfeplanung abhängig vom professionellen Urteil, oft standardisierte Tests und Begutachtungen • Schriftliche Berichte • Sieht die Person im Kontext der verfügbaren Maßnahmen und Behinderungseinrichtungen, dies sind oft Lebensräume speziell für Menschen mit Behinderungen • Professionelle Distanz durch Betonung der Unterschiede • Staatlich geregelte Verfahrensweisen, Blickrichtung Kostenträger • Person ist an der Erstellung der Hilfeplanung (oft nur teilweise) beteiligt • Zielrichtung: Stärkung und Ausbau der Institution durch Angebot geeigneter Maßnahmen	• Orientierung an der individuellen Person • Suche nach Fähigkeiten und Stärken • Ziel: Erweiterung der Lebensqualität • Hilfeplanung abhängig von der Person, Familie, Freunde und Fachleute, verlangt mit der Person Zeit zu verbringen, um sie kennen zu lernen, und gemeinsam eine gute Beschreibung zu erarbeiten • „Geschichten“, Episoden von Menschen, die die Person gut kennen • Sieht die Person im Kontext des regulären Lebens in der Region • Bringt Menschen zusammen durch die Identifizierung von Gemeinsamkeiten • Verfahrensweise nicht vorgeschrieben, Blickrichtung planende Person • Person steuert den Plan und die Aktivitäten • Zielrichtung: Stärkung und Verwirklichung der Ziele des Planenden durch das Angebot geeigneter individueller Maßnahmen, lernende Organisation

Tab. 1: Gegenüberstellung „institutionelle Hilfeplanung“ vs. „Persönliche Zukunftsplanung“
(vgl. Doose 2011, 15)

Anhand dieser Tabelle wird deutlich, dass sich die Persönliche Zukunftsplanung an der Hauptperson orientiert, ihre Stärken und Fähigkeiten hervorgehoben und das Umfeld der planenden Person miteingebunden werden. Auf diese Weise kann der betroffene Mensch die Gestaltung seiner Zukunft selbst in die Hand nehmen (vgl. Siegert 2008, 65).

Ein Element der Persönlichen Zukunftsplanung ist der Unterstützerkreis. Bei diesem Treffen werden die UnterstützerInnen von der Hauptperson ausgewählt (vgl. Boban, Hinz 2005, 139). Im Zuge der Planung für den Unterstützerkreis stellt sich die Hauptperson die Frage, mit wem sie gerne über ihre Zukunft nachdenken möchte (vgl. Doose 2011, 43). Bei der Entscheidungsfindung kann es hilfreich sein, die soziale „Nähe in vier konzentrischen Kreisen“ (Boban, Hinz 2005, 139) zu unterscheiden. Im Zentrum steht die Hauptperson. Der „Circle of Intimacy“ steht für jene Personen, die ihr am vertrautesten sind. Diese können beispielsweise Eltern und Geschwister sein. Freunde werden im „Circle of Friendship“ zusammengefasst, der „Circle of Participation“ steht für Bekannte, mit denen die planende Person gerne Zeit verbringt. Der „Circle of Exchange“ besteht aus den ProfessionistInnen, welche für gewisse Dienstleistungen bezahlt werden. (vgl. ebd.) Die Zusammensetzung

mehrerer Personen aus den unterschiedlichsten Lebensbereichen der Hauptperson führt dazu, dass sie sich die Verantwortung teilen (vgl. Doose 2011, 43). Nach Siegert (2008, 60) steht dabei Folgendes im Fokus: „Unterstützerkreise zeichnen sich durch gegenseitigen Respekt, Verantwortung, Solidarität und Anerkennung aus und dienen der Absicherung gegenseitiger Unterstützung und langfristiger Begleitung.“

1.3 Forschungsinteresse und Auszug aus dem Forschungsstand

Dieses Kapitel befasst sich mit dem Forschungsstand im Hinblick auf die Bedeutung sowie die Rolle von Familien bzw. Eltern von Menschen mit erhöhtem Unterstützungsbedarf im (beruflichen) Übergangsprozess, um in einem weiteren Schritt die Forschungsfrage samt Subfragen verorten zu können. Im Rahmen der Literaturrecherche wurde in Literaturdatenbanken wie „Fis-Bildung“ oder „ERIC – Education Resources Information Center“, Suchmaschinen wie „Google Scholar“ und auf der Universitätsbibliothek recherchiert, wobei der Einsatz verschiedener Recherchetechniken zur Anwendung kam. Dazu gehörte die stichwortgeleitete Suche, die unter der Verwendung mitunter folgender Begriffe durchgeführt wurde:

- „Übergang von der Schule ins Berufsleben von Menschen mit Beeinträchtigung“,
- „Elternschaft von Menschen mit Beeinträchtigung“,
- „Rolle der Eltern im Übergangsprozess“,
- „Bedeutung von Familie für die kindliche Entwicklung“,
- “parental role in the transition process” und
- “participation of parents in the transition process”.

Jene Stichwörter, welche bei wissenschaftlichen Artikeln angeführt werden, waren auf der Suche nach neuer Literatur von großem Nutzen. Das Lesen von Literaturverzeichnissen in Büchern und Zeitschriften führte ebenfalls zu themenbezogener Literatur. Den Recherchen zufolge sind in erster Linie Studien vorhanden, welche sich mit der Perspektive von Menschen mit erhöhtem Unterstützungsbedarf im (beruflichen) Übergangsprozess beschäftigen. Der Perspektive sowie Bedeutung der Familien bzw. Eltern von jungen Menschen mit erhöhtem Unterstützungsbedarf in der (beruflichen) Übergangsphase wird weniger Aufmerksamkeit gewidmet. Hierzu wurden vordergründig englischsprachige Studien gefunden. Im Nachfolgenden werden nun vier für das Thema exemplarische Studien vorgestellt, da diese Aspekte aufgreifen, welche die Rolle und Bedeutung der Familien bzw. Eltern im (beruflichen) Übergangsprozess darlegen.

In einer Studie von Defur et al. (2001, 19) wurden die Erfahrungen der Familien im Übergangsprozess, die Beziehungen zwischen den Familien und ProfessionistInnen der Schulen im Übergangsprozess sowie u. a. die Auswirkungen der Involvierung der Familien in Programme, welche sich auf den Übergangsprozess beziehen, untersucht. Dafür wurden vier Fokusgruppen, bestehend aus achtundzwanzig Eltern von Jugendlichen mit Beeinträchtigung aus Virginia (USA), gebildet. Ein Auswahlkriterium war u. a., dass die Eltern bereits Erfahrungen mit dem Programm „IEP“² haben (vgl. ebd., 22). Aus der Befragung der Eltern ging hervor, dass sie sich weniger eine bürokratische als vielmehr eine persönliche Beziehung zu den Professionellen wünschen, da diese den Letztgenannten in der Arbeit mit den jungen Menschen mit Beeinträchtigung eine Hilfe sein kann (vgl. ebd., 28). Als wichtiger Aspekt wurde die Kommunikation genannt. Die Eltern sahen sich selbst als wesentliche Informationsquelle im Planungsprozess für den Übergang an, da sie ihre Kinder besser als jede/r andere kennen würden.

Ein weiterer Punkt war die Zusammenarbeit zwischen ProfessionistInnen und Eltern. Von den Eltern wurde u. a. erwähnt, dass durch die Kooperation und somit auch durch ihren Einbezug ein Fortschritt erzielt werden kann. (vgl. ebd.) Bezogen auf den Aspekt „connection“ gingen die Eltern weiter darauf ein, dass der Übergang ein Team erfordert und die Verbindung mit der „community“, also auch weitere Eltern, welche sich mit ihren Töchtern und Söhnen im Übergangsprozess befinden, als hilfreich angesehen werden (vgl. ebd., 28f.). Defur et al. (2001, 19) halten als zentrales Ergebnis fest, dass die Eltern der jungen Menschen mit erhöhtem Unterstützungsbedarf die Meinung vertraten, ihre Beziehung zu den ProfessionistInnen sei bedeutsam: „[This relationship is; Anm. S.K.] the key factor that affected the family’s involvement in transition planning.“ Ebenso werden im Projekt „P.I.L.O.T.“ die Eltern der TeilnehmerInnen „als zentrale KooperationspartnerInnen im laufenden Begleitungsprozess eingebunden“ (Engl 2016b, 6). Sie werden auf vielfältige Weise in das Projekt einbezogen und fungieren u. a. als Informationsquelle bzw. nehmen an den Unterstützernetzen ihrer Kinder teil.

Im Zuge einer Studie von Timmons et al. (2004, 19) wurden dreißig Eltern von jungen Erwachsenen mit Beeinträchtigung interviewt, um elterliche Erfahrungen im Übergangsprozess zu untersuchen. Zum einen fanden Gruppendiskussionen mit den Eltern statt. Zum anderen wurden einige der Fokusgruppenmitglieder gebeten, an einer

² Die Abkürzung „IEP“ steht für „Individual Education Program“ (Defur et al. 2001, 20). Dabei handelt es sich um ein individualisiertes Bildungsprogramm für Kinder mit Beeinträchtigung, welche die Schule besuchen (vgl. Verteidigungsministerium der Vereinigten Staaten 2011, 2:6). Das „IEP“ wurde dafür entwickelt, um „den individuellen Bedürfnissen eines Kindes mit einer Behinderung zu entsprechen“ (ebd., 2:1).

darauffolgenden Fallstudie teilzunehmen, um individuelle Erfahrungen, bezogen auf den Übergangsprozess, aufzeigen zu können (vgl. ebd., 20). Als ein Ergebnis der Studie heben Timmons et al. (2004, 21) hervor, dass sich die Herausforderungen der Eltern in einer Beziehung zwischen folgenden Aufgaben zeigen: “(a) negotiating service delivery systems, (b) coping with day-to-day needs, (c) living with the idiosyncrasies of urban or rural locales and (d) feeling uncertainty about the future“. Was das Meistern alltäglicher Bedürfnisse betrifft, wurde ersichtlich, dass die Eltern ihre Aufgabe als Vollzeitjob ansehen (ebd., 22): „Parents must become their children’s case managers; they juggle multiple school-related meetings and medical appointments and coordinate with vendors for medical equipment and supplies“. Im Hinblick auf die Zukunft wurde deutlich, dass sich die Eltern der Notwendigkeit der Zukunftsgestaltung bewusst sind. Da die Zukunft ungewiss sein kann, fehlt es des Öfteren an Motivation, diese zu planen. Den Eltern bereitete es zunehmend Sorge, was mit ihren Kindern passieren wird, wenn sie sich in der Zukunft nicht mehr um sie kümmern können. Die an der Studie teilnehmenden Eltern sahen sich als Dreh- und Angelpunkt für alle Systeme und Ressourcen, welche ihre Kinder betrafen. Deshalb hatten sie die Auffassung, dass alle Systeme auseinanderfallen würden, sobald sie abwesend seien (vgl. ebd., 23):

„This fear further undercuts parents’ confidence about trying to foster independence in their children. [...] Parents did not feel confident enough in existing systems and other supports to trust that a formal, cohesive, coordinated transition planning process, which truly prepares their children for the realities of adult life, will occur without them.“ (ebd.)

Die ForschungsteilnehmerInnen wurden desgleichen bezüglich ihrer Involvierung im Projekt „P.I.L.O.T.“ und somit im (beruflichen) Übergangsprozess ihrer Kinder interviewt. Ebenso erwähnten sie u. a. ihre Sorgen hinsichtlich der Zukunftsgestaltung ihrer Kinder, wenn sie ihnen keine Unterstützung mehr sein können.

Auch Morningstar et al. (1995, 249) gehen in ihrer qualitativen Studie auf die Bedeutung der familiären Miteinbeziehung im Übergangsprozess von der Schule ins Erwachsenenleben ein. Diese Untersuchung arbeitete ebenfalls mit Fokusgruppen. Damit sollte erzielt werden, die Sichtweise der SchülerInnen mit Beeinträchtigung auf die Familienbeteiligung im Übergang von der Schule ins Erwachsenenleben in den Mittelpunkt der Betrachtung zu rücken. Dementsprechend wurden SchülerInnen mit Lernschwierigkeiten, emotionalen Verhaltensstörungen und sog. ‚leichter geistiger Behinderung‘ befragt. Ziel war es, folgende Themenbereiche näher zu betrachten: „concerning how families influence the development of a personal vision for the future, how students with disabilities perceive family involvement in transition planning, and how families influence the development of student self-

determination” (ebd.). Aus der Studie geht hervor, dass die jungen Menschen mit Beeinträchtigung nicht nur Unterstützung von der Kernfamilie erhalten, sondern ebenfalls von Tanten, Onkeln, Schwestern, Brüdern, Kusinen und Cousins.

Die Mehrheit der UntersuchungsteilnehmerInnen hatte mit ihren Familienmitgliedern kein Gespräch über ihre berufliche Zukunft. In erster Linie nahmen die Familienmitglieder auf informelle Weise Einfluss auf die beruflichen Entscheidungen der SchülerInnen. (vgl. ebd., 253) Was die Bildung eigener Zukunftsvisionen der jungen Menschen mit Beeinträchtigung betrifft, hatten die Familien besonderen Einfluss auf die Entwicklung beruflicher Wünsche sowie auf das selbstständige Wohnen (ebd., 252). Der Großteil der ForschungsteilnehmerInnen sah ihre Familien als „primary source of future planning“ (ebd., 254) an. Die SchülerInnen wünschten sich u. a., dass die Familien in die Planung ihrer Zukunft involviert werden.

Weitere Anliegen waren jene nach finanzieller Unterstützung für das College sowie nach Zuwendung in Form von Gesprächen und Hilfen bei Hausarbeiten. (ebd.) Die Studie führte schließlich u. a. zu folgendem Ergebnis: „[M]ost students were able to identify some areas where their parents made the decisions.“ (ebd., 256) SchülerInnen, welche die Möglichkeit hatten, wichtige Entscheidungen zu treffen, fielen durch Folgendes auf: „[They] felt [that] they possessed a level of responsibility that would be needed for adult life.“ (ebd.) Desgleichen hatten diese den Eindruck, dass ihre Entscheidungen von ihren Eltern unterstützt werden (vgl. ebd.). Anhand der Interviews mit den Eltern der TeilnehmerInnen am Projekt „P.I.L.O.T.“ wurde ebenso die Bedeutung des sozialen Netzwerks für die Familien deutlich. Die Eltern sprachen u. a. von einem Unterstützungsnetz, welches über die Familie hinausreicht.

Landmark et al. (2013) befassen sich im Zuge ihrer Studie mit der elterlichen Involvierung in die Planung des beruflichen Übergangsprozesses von Menschen mit erhöhtem Unterstützungsbedarf. Für diese Studie wurden die „LEA“³ mit der höchsten elterlichen Involvierung und jene mit der geringsten herangezogen (vgl. ebd. 115). Die ursprünglich quantitative Forschung wurde mittels Interviews mit den PädagogInnen⁴ dieser Einrichtungen erweitert (vgl. ebd., 115f.). Aus den Untersuchungen haben sich Themenbereiche herauskristallisiert, welche im Folgenden erläutert werden:

- (1) „Concept of Parent Involvement“: Im Hinblick auf die unterschiedlichen Arten der elterlichen Involvierung waren die PädagogInnen der Ansicht, dass der (nach)schulische

³ Die Abkürzung „LEAs“ steht für „local education agencies“ (Landmark et al. 2013, 114).

⁴ Folgende Berufsgruppen nahmen an der Erhebung teil und wurden unter dem Begriff „PädagogInnen“ zusammengefasst: „administrator, diagnostician, special educator, transition specialist“ (ebd., 116).

Erfolg junger Menschen mit erhöhtem Unterstützungsbedarf auf den elterlichen Einbezug im Übergangsprozess zurückzuführen ist. Ferner entspricht die Intensität der Teilnahme der Eltern an der Planung des Übergangsprozesses ihrer Involvierung im IEP-Prozess. (vgl. ebd., 117)

(2) „Barriers to Parent Involvement“: Sowohl kulturelle Unterschiede also auch schlechte Erfahrungen der Eltern im schulischen Kontext können zu einer Barriere für die elterliche Involvierung führen. Ferner kann die Zeitknappheit der Eltern einen weiteren Grund darstellen. (vgl. ebd.)

(3) „Promoting Parent Involvement“: Als förderliche Faktoren für die Involvierung der Eltern nannten die PädagogInnen u. a. eine gute Beziehung sowie Kommunikation zwischen ihnen und den Eltern. Manche der Befragten sprachen von einer partnerschaftlichen Beziehung. Sie betonten, dass eine Zusammenarbeit der beiden Parteien wesentlich für die Planung des Übergangsprozesses sei. (vgl. ebd., 118)

Ebenso sprachen die ForschungsteilnehmerInnen von der Relevanz eines kommunikativen sowie wertschätzenden Austauschs mit den MitarbeiterInnen von „P.I.L.O.T.“. Die Eltern befinden sich in einer ‚Balance‘ zwischen einerseits dem Bedürfnis informiert zu werden und andererseits dem Wunsch, sich aus dem Projekt zurückziehen.

Anhand der eben beschriebenen Studien werden die Sichtweisen von jungen Menschen mit erhöhtem Unterstützungsbedarf sowie die der Eltern und ProfessionistInnen dargelegt, da diese Personengruppen vordergründig in dem (beruflichen) Übergangsprozess junger Menschen mit Beeinträchtigung involviert sind. Diese Studien befassen sich mit der Bedeutung sowie Rolle der Familien bzw. Eltern im Übergangsprozess von der Schule ins Erwachsenenleben bzw. Berufsleben junger Menschen mit erhöhtem Unterstützungsbedarf. Beispielsweise wurde die Zusammenarbeit zwischen ProfessionistInnen und Eltern als wesentlicher Aspekt angeführt. Zudem wurden die Rollen der Eltern sowie die damit verbundenen Herausforderungen in der (beruflichen) Übergangsphase beleuchtet. Ferner wurde der Kontakt mit anderen Eltern von jungen Menschen mit erhöhtem Unterstützungsbedarf als hilfreich erwähnt. Von den jungen Menschen mit Beeinträchtigung wurden die Eltern u. a. als „primary source of future planning“ (Morningstar et al. 1995, 254) bezeichnet. Die Veränderungen, welche der (berufliche) Übergangsprozess für die Familiensituation – insbesondere für die Eltern der jungen Erwachsenen – mit sich bringt, blieben größtenteils unbeantwortet. Zudem wurden die damit verbundenen Herausforderungen und Ambivalenzen der Eltern nur am Rande thematisiert.

Vor dem Hintergrund der im Folgenden dargestellten themenbezogenen Theorie und des Forschungsstands verfolgt diese Untersuchung das Ziel herauszuarbeiten, welche Bedeutung die Eltern im beruflichen Übergangsprozess junger Erwachsener mit erhöhtem Unterstützungsbedarf haben und wie sich dieser auf die Familiensituation auswirkt. Des Weiteren sollen Herausforderungen sowie Ambivalenzen von Seiten der Eltern in der (beruflichen) Übergangsphase eruiert werden. Ebenso von Interesse ist, welche Bedeutung die Eltern den professionellen Unterstützungssystemen sowie der Persönlichen Zukunftsplanung zuschreiben. Vor dem Hintergrund dieser Ausführungen ergibt sich folgende Forschungsfrage in Verbindung mit daraus abgeleiteten Unterfragen:

„Wie entwickelt sich die familiäre Situation im beruflichen Übergangsprozess von jungen Menschen mit erhöhtem Unterstützungsbedarf aus Sicht der Eltern?“

- Welche Ambivalenzen gehen für die Eltern mit dem (beruflichen) Übergangsprozess einher?
- Welche Bedeutung haben professionelle Unterstützungssysteme für die Eltern?
- Welche Rolle kommt dem Konzept der Persönlichen Zukunftsplanung mit dem Instrument des Unterstützerkreises im (beruflichen) Übergangsprozess zu?

II Theoretischer Bezugsrahmen

2.1 Die Bedeutung der Familie im beruflichen Übergangsprozess

Laut Pittius (2011, 43) zählen zu den informellen Netzwerken vor allem „Familien-, Freundschafts- und Nachbarschaftsbeziehungen“, welche im Gegensatz zu formellen Netzwerken eine weniger starke Struktur vorweisen. Diese Netzwerke können „wichtige kognitive, emotionale und praktische Leistungen erfüllen“ (Hollstein 2001, 13 zit. n. Pittius 2011, 13). Die Eltern, als Teil des informellen Netzwerks, nehmen einen zentralen Einfluss auf den beruflichen Entscheidungsprozess ihrer Kinder ein (vgl. ebd., 246). Vordergründig findet die Unterstützung der Eltern für ihre Kinder durch informelle Hilfe in Form von Beratung und des Aufzeigens von Kontakten sowie emotionaler Hilfe, etwa durch Bestärkung, statt. Die Eltern nehmen als erste und wichtigste Bezugspersonen eine wesentliche Rolle in der „Primärsozialisation“ ihres Kindes ein und tragen mit ihrem Erziehungskonzept maßgeblich zur Entwicklung eines „Selbstbestimmungs-Konzepts“ ihrer Tochter bzw. ihres Sohnes bei, was im Entscheidungsprozess im Rahmen der Berufswahl deutlich wird (vgl. ebd.). Wenn die jungen Erwachsenen die (informelle) Unterstützung ihrer Eltern nicht direkt in Anspruch nehmen, so hat das Netzwerk der Familie zumindest einen indirekten Einfluss auf die Wahl eines Berufs bzw. einer Ausbildung (vgl. ebd.).

Auch Koenig et al. (2011, 18) sind der Ansicht, dass sowohl die Eltern als auch die Familie an sich „in beruflichen Beratungs-, Informations- und Entscheidungsprozessen eine wichtige Instanz“ darstellen, was für ihre Berücksichtigung bei der Entwicklung von Unterstützungsmaßnahmen spricht. Die Familie nimmt Einfluss auf die Lebensgestaltung, insbesondere den Berufsweg, da sie „aufgrund ihrer schicht- und milieuspezifischen Erwartungshaltungen und Vorbildwirkung die Lebenschancen und Berufswege ihrer Kinder steuer[t]“ (ebd.). Bei Menschen mit erhöhtem Unterstützungsbedarf wirkt sie auf den beruflichen Werdegang ein, weil sie häufig „die wichtigste soziale Institution“ (ebd.) darstellt und zumeist durch die „materiellen und sozialen Voraussetzungen der Eltern“ (ebd.) Einfluss nimmt. Je stärker die Beeinträchtigung des jungen Menschen ist, umso größer die Rolle der Familienmitglieder im Kontext der Entscheidungsprozesse im beruflichen Werdegang (vgl. ebd.). Lustig (1996, 22) vertritt ebenso die Ansicht, dass der Einbezug der Familie für den Erfolg im Übergang von der Schule ins Berufsleben nicht unbedeutend ist. Im Zuge dessen findet eine gegenseitige Beeinflussung der Übergangsphase und des sozialen Systems der Familie statt. Deutlich wird, dass der berufliche Übergangsprozess nicht nur für den jungen Menschen mit erhöhtem Unterstützungsbedarf, sondern auch für seine Familie eine wichtige

Erfahrung darstellt. Über die vielseitigen Auswirkungen des Übergangs an sich hinausgehend ist auch die berufliche Beschäftigung ein wichtiger Part der Übergangserfahrung, sowohl für den jungen Menschen als auch für seine Familie. (vgl. ebd.)

Daraus geht hervor, dass die Familie bzw. die Eltern eine wesentliche Rolle im Leben und somit auch beim beruflichen Übergang junger Menschen mit erhöhtem Unterstützungsbedarf tragen. Dies führt zur Schlussfolgerung, dass sich der Übergangsprozess nicht nur auf die jungen Erwachsenen, sondern auch auf deren Familie – insbesondere ihre Eltern – auswirkt, worauf im folgenden Kapitel näher eingegangen wird.

2.1.1 Auswirkungen des Übergangsprozesses auf die Familie

Blacher (2001, 173) setzt sich mittels ihres „Conceptual Model“ mit den Auswirkungen des Übergangsprozesses von Menschen mit sog. ‚geistiger Beeinträchtigung‘ im Alter von achtzehn bis sechsundzwanzig Jahren auf das Wohlbefinden ihrer Familien auseinander. Mit Hilfe der folgenden Grafik wird das familiäre Befinden im Übergangsprozess dargestellt und in einem weiteren Schritt erläutert:

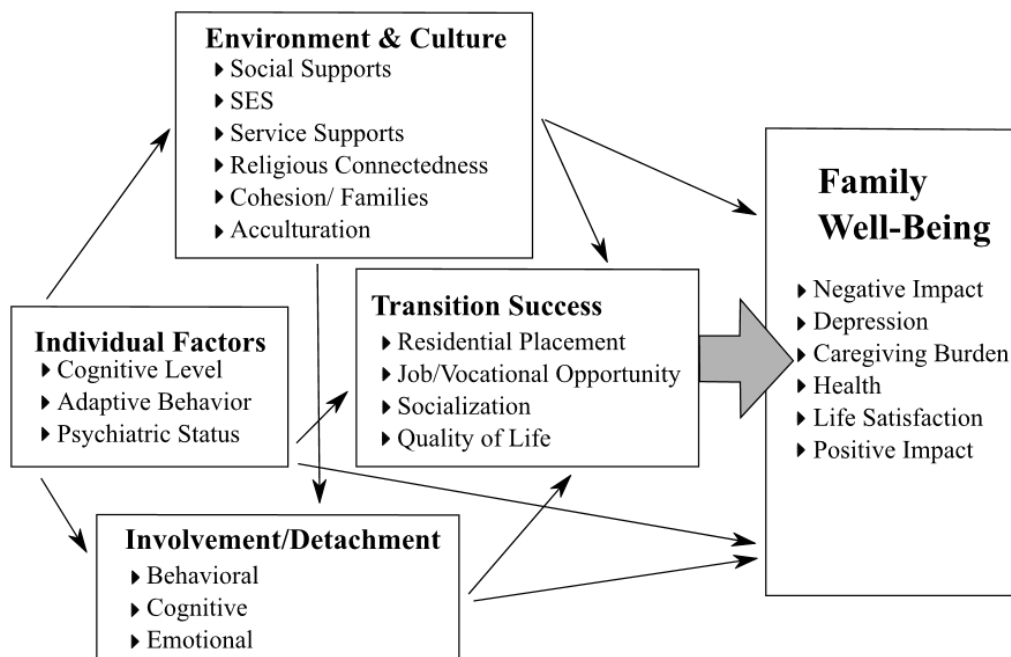


Abb. 1: „Conceptual model of the transition to adulthood: Mental retardation, families, and culture.“
(Blacher 2001, 175)

Nach Blacher (2001, 174) lässt sich der Übergang von jungen Menschen mit erhöhtem Unterstützungsbedarf und dessen Auswirkungen auf das familiäre Wohlbefinden in mehrere Bereiche gliedern. „Family well-being“ stellt den zentralen Faktor dar, der sowohl positive wie auch negative Wirkungen auf die einzelne Person und im Zusammenleben mit ihrer Familie umfasst (vgl. ebd., 174). Die Eltern sind stark in den Übergangsprozess zu

involvieren, da sie genauso wie ihre Kinder davon betroffen sind. Sowohl negative als auch positive Faktoren wirken sich auf das Wohlbefinden der Familie aus. (vgl. ebd., 176) „Transition success“ ist jener Bereich, welcher im Übergangsprozess den Haupteinflussfaktor auf das familiäre Wohlbefinden bildet. Ein (erfolgreicher) Übergang wirkt sich sowohl auf den Menschen mit Beeinträchtigung als auch auf seine Familie aus (vgl. ebd., 174). Zu den Faktoren „Wohnen“, „Ausbildung“, „berufliche Beschäftigung“ sowie „soziales Umfeld“ gehören beispielsweise Freundschaften, die einen (erfolgreichen) Übergang beeinflussen. Dabei muss nicht jeder dieser Bereiche gleich ausgeprägt sein (vgl. ebd., 178). Der Charakter des Kindes nimmt sowohl Einfluss auf das familiäre Wohlbefinden als auch den Erfolg im Übergangsprozess, was im Bereich „individual factors“ verankert ist (vgl. ebd., 174). Weitere Einflussfaktoren sind: „age, gender, physical health, cognitive functioning, adaptive behavior, and maladaptive behavior or psychiatric status“ (ebd., 180). Zudem wird hervorgehoben, dass das Sozialverhalten, als Teil des adaptiven Verhaltens, den Übergang beeinflusst (vgl. ebd.). „Environment & culture“ macht einen weiteren Bereich im Modell aus. Dieser beinhaltet u. a. die familiären Ressourcen, welche nicht nur das familiäre Befinden, sondern auch den Übergangserfolg beeinflussen. (vgl. ebd., 175) Ferner wirken sich „Kultur und Umwelt“ ebenfalls darauf aus (vgl. ebd.).

Blacher (2001, 180f.) unterscheidet zwischen „interpersoneller Unterstützung“ und dem „sozioökonomischen Status“. Die „interpersonelle Unterstützung“ umfasst: „being married, spousal support, marital adjustment, extended family support, global support“ (ebd., 181). Diese Faktoren wirken sich in der Beziehung zwischen dem jungen Menschen mit erhöhtem Unterstützungsbedarf und dem Ergebnis des elterlichen Wohlbefindens als Stressfaktor aus. Der sozioökonomische Status nimmt ebenso Einfluss auf das familiäre Wohlbefinden (vgl. ebd.). Darüber hinaus gehören die professionelle Unterstützung, die Akkulturation von Familien ethnischer Minderheit sowie die kulturelle und religiöse Auffassung der Familie in den Bereich „environment & culture“ (vgl. ebd.). „Involvement/detachment“, als ein weiterer Bereich des Modells, beschäftigt sich mit der (nicht) vorhandenen Involvierung der Familie im Leben des Menschen mit erhöhtem Unterstützungsbedarf sowie hinsichtlich seiner Unterstützungsmaßnahmen (vgl. ebd., 175). Laut Blacher (2001, 182) müssen folgende Faktoren im Übergangsprozess berücksichtigt werden: „family planning and decision-making about transitional services, as well as family involvement with the child and the services agencies“. Die Familie wie auch weitere im Leben des jungen Erwachsenen wichtige Menschen stellen für ihn wesentliche Unterstützungspersonen dar. Dazu können auch Geschwisterkinder ohne Beeinträchtigung zählen, die sowohl für ihre Eltern als auch ihren

Bruder bzw. ihre Schwester mit Beeinträchtigung diese Funktion übernehmen (vgl. ebd., 183).

Das Modell „Resiliency Model of Family Stress, Adjustment und Adaptation“ verdeutlicht ebenfalls die Auswirkungen des Übergangsprozesses des jungen Menschen mit Beeinträchtigung auf seine Familie (Lustig 1996, 22). Laut Lustig (1996, 22) ist das Modell als ein Gerüst zu verstehen, welches den Stress- und Bewältigungsrahmen von Familien mit einem Kind mit Beeinträchtigung im Übergang von der Schule ins Berufsleben darstellt. Die von der Familie erlebten Veränderungen werden in zwei Phasen unterteilt. Bei der „Adjustment Phase“ bestimmt die familiäre Einstellung in Bezug auf die (stressvolle) Übergangszeit das Zusammenspiel folgender Elemente (vgl. ebd.):

„(a) the severity of the stressor or transition; (b) the family’s vulnerability, as determined by the concurrent pile-up of demands and the family’s life cycle stage; (c) the family’s characteristic mode of behavior; (d) the level of the family’s resources for meeting the demands of the stressor; (e) the family’s appraisal of the stressor; and (f) the family’s problem solving and coping responses to the stressor” (ebd.)

Die „Adjustment Phase“ beschäftigt sich mit den Auswirkungen der Stressfaktoren im Übergangsprozess auf die Familie und mögliche damit einhergehende Veränderungen. Kann die Familie die Stress verursachenden Faktoren nicht mehr bewältigen, braucht es grundlegende Veränderungen. Eine damit einhergehende Umgestaltung im Familiensystem ist der Beginn der „Adaption Phase“ (vgl. ebd., 23), welche den familiären Veränderungsprozess beschreibt. Das Ausmaß der Anpassung der Familie im Zuge von Krisensituationen ergibt sich im Zusammenspiel mit folgenden Faktoren:

„(a) the pile-up of family demands related to the stressor, the normative family transition, prior strains, the consequences of the family’s efforts to cope, and ambiguity associated with the situation; (b) the family’s adaptive strengths, resources, and capabilities; (c) the family’s characteristic mode of behavior or typology; (d) the family’s appraisal of the crisis or transition; and (e) the family’s problem solving and coping responses” (ebd., 23)

Der beschriebene Übergangsprozess und die damit einhergehenden Veränderungen sowohl für den jungen Erwachsenen wie auch seine Familie, sind mit einem schrittweisen Ablöseprozess verbunden. Für Fischer (2006, 280) bildeten sich im Zuge ihrer Untersuchung Faktoren heraus, welche sich unterstützend auf den Ablöseprozess auswirken. Zu erwähnen ist, dass sich die Autorin hierbei auf den Übergang junger Menschen mit Beeinträchtigung in eine Wohneinrichtung bezieht. Es ist anzunehmen, dass sich diese Faktoren (größtenteils) auf

den Übergang in das Erwachsenenleben, insbesondere das Berufsleben der jungen Erwachsenen, übertragen lassen, weshalb sie im Folgenden dargelegt werden:

- (1) Eltern möchten weiterhin am Leben ihrer Kinder teilhaben und für ihr Kind eine wesentliche Rolle spielen. Der Kontakt zu anderen Eltern in ‚derselben‘ Situation, kann für sie als Stütze empfunden werden.
- (2) „Auch Eltern brauchen eine ‚Bezugsperson‘, von der sie sich verstanden fühlen und der sie vertrauen“ (ebd.). Zudem möchten sie ihr Kind in guten Händen wissen und sichergehen können, dass es von den Betreuungspersonen so angenommen wird, wie es ist (vgl. ebd.).
- (3) Die Betreuungsqualität umfasst „den kompetenten Umgang mit den Bedürfnissen und Ausdrucksformen“ (ebd.) des jungen Erwachsenen mit erhöhtem Unterstützungsbedarf. Ebenso gibt die Fachkompetenz der für die Tochter bzw. den Sohn zuständigen Person den Eltern wie auch ihrem Kind Sicherheit im Ablöseprozess. (vgl. ebd.)
- (4) Ein weiterer Punkt in der Zusammenarbeit zwischen den ProfessionistInnen und Eltern ist Folgender: Die Eltern der jungen Erwachsenen sollen mit ihren Kompetenzen – besonders in Krisensituationen – herangezogen und als ExpertInnen für ihr Kind betrachtet werden (vgl. 2.2). Es bedarf eines kooperativen und professionellen Umgangs der Professionellen mit den Eltern. (vgl. ebd.)
- (5) Eltern möchten über das Verhalten sowie auch die Entwicklung ihres Kindes informiert werden. Ferner ist es ihnen ein Anliegen, von den ProfessionistInnen zu erfahren, wie es ihnen mit dem zum Teil herausfordernden Verhalten ihres Kindes geht bzw. wie sie damit umgehen. Elterngespräche können einen Ort des Austauschs darstellen. (vgl. ebd.)

2.1.2 Rollen sowie Kompetenzen von Eltern von Kindern mit Beeinträchtigung

Timmons et al. (2004, 19) halten ebenfalls fest, dass sich die beschriebene Übergangszeit nicht nur auf die jungen Menschen mit erhöhtem Unterstützungsbedarf, sondern auch auf deren Familien auswirkt. In Anlehnung an Hanley-Maxwell et al. (1998) schreiben Timmons et al. (2004, 20), dass die Familienmitglieder dabei verschiedene Rollen einnehmen können: „(...) roles of organizational member and political advocate, service developer, the recipient of professional decisions, teacher and learner, family member and decision maker, and their child’s problem source“. Eltern übernehmen im Übergangsprozess von der Schule ins Berufsleben eine fürsorgliche Rolle, indem sie berufsvorbereitende Maßnahmen unterstützen, in Kooperation mit der Schule stehen und Arbeitswerte vermitteln (vgl. ebd.). Ebenso sprechen Todd und Shearn (1997, 341) ihnen einen zentralen Part im Leben ihrer heranwachsenden Kinder mit Beeinträchtigung zu. In ihrer „multi-dimensional role“ (ebd.)

handhaben sie u. a. folgende Bereiche: das Fungieren als Dienstleister, „service brokers“ (ebd.) sowie Freizeitgestalter für ihre Kinder, desgleichen üben sie eine lehrende Funktion aus. In Anlehnung an Lehmann (1998) weisen Timmons et al. (2004, 20) darauf hin, dass Mütter einen aktiveren Part im Leben und auch in der Übergangsphase ihrer Kinder spielen. Mit Verweis auf Thorin et al. (1996) zeigen die Autoren eine gewisse Ambivalenz aufseiten der Eltern auf: Einerseits möchten sie Möglichkeiten schaffen, um die Unabhängigkeit ihrer Kinder zu fördern, andererseits wollen sie Sicherheit und Stabilität für diese: „[W]hile normative expectations for decreased family involvement exist, parents of youth with disabilities often struggle with conflicting roles. This conflict is especially true in the face of the bureaucratic transition that does not often exist for youth without disabilities.“ (Timmons et al. 2004, 20) Die verschiedenen Rollen, auf welche Timmons et al. (2004) näher eingehen, sind auch mit unterschiedlichen elterlichen Kompetenzen verbunden.

Ziemen (2002, 215) unterscheidet zwischen der emotionalen, kognitiven und sozialen Kompetenz der Eltern. „Emotionale Kompetenz“ erlangen sie durch die (Selbst-)Reflexion von Wünschen, Hoffnungen, Emotionen sowie emotional stark besetzten Ereignissen. Das „kulturelle Kapital“, welches als „kognitive Kompetenz“ anerkannt wird, beinhaltet die „pädagogische und diagnostische Kompetenz“ (ebd., 236, 280). Die „soziale Kompetenz“ zeigt sich durch die Reflexion der sozialen Beziehungen, der Unterstützung sowie des Netzes an Beziehungen (vgl. ebd., 280). Ähnliche Kompetenzbereiche erwähnt Eckert (2002, 112) in Anlehnung an Theunissen (1999), über die Eltern von Kindern mit erhöhtem Unterstützungsbedarf verfügen, welche folglich angeführt werden:

- (1) „Bewältigungskompetenz“: Eltern werden im Alltag immer wieder vor Herausforderungen gestellt und können diese selbstständig bewältigen (vgl. ebd.). Dafür sind u. a. folgende „individuelle und soziale Schutzfaktoren“ nötig: „die Gesundheit, das Vertrauen in die eigenen Möglichkeiten oder die Verfügbarkeit von Gesprächspartnern“ (ebd.).
- (2) „Alltagskompetenz“: Dabei geht es um ihre „Stärken im Bereich der Planung und Durchführung alltäglicher Aufgaben, des Zeitmanagements sowie der Organisation familiärer Strukturen und Notwendigkeiten“ (ebd.).
- (3) „Kognitive und fachliche Kompetenz“: Im Laufe der Zeit eignen sich Eltern durch Eigenengagement, Gespräche mit anderen Eltern von Kindern mit erhöhtem Unterstützungsbedarf sowie ProfessionistInnen Fachwissen an, welches in der Zusammenarbeit zwischen Fachkräften und Eltern zu einem Austausch auf professioneller Ebene führen kann (vgl. ebd.).

- (4) „Soziale Kompetenz“: Eltern von Kindern mit erhöhtem Unterstützungsbedarf verfügen über „Stärken im Bereich des Aufbaus, der Aufrechterhaltung und Ausschöpfung von Kontakten im Rahmen der sozialen Teilhabe“ (ebd.). Dazu zählt einerseits der Kontakt mit anderen Eltern von Kindern mit Beeinträchtigung sowie ProfessionistInnen. Andererseits steht auch die Eigeninitiative der Eltern im Zentrum, um mit ihren Belangen an die Öffentlichkeit zu treten, was in der Gründung von u. a. Elternvereinigungen sichtbar wird. (vgl. ebd.)
- (5) „Appraisal-Kompetenz“: Eltern von Kindern mit erhöhtem Unterstützungsbedarf verfügen über die Fähigkeit, auch in herausfordernden Lebensphasen zum einen ihr „Selbstwertgefühl“ und zum anderen die „Kontrolle über ihr Verhalten und ihre Situation“ (Theunissen 1999 zit. n. Eckert 2002, 112) zu wahren sowie weiterhin positiv in die Zukunft ihrer Familie zu blicken.
- (6) „Pädagogische Kompetenz“: Hierbei handelt es sich um die Kompetenzen der Eltern, „sich kommunikativ und erzieherisch auf die Interessen und Entwicklungschancen des behinderten Kindes einzustellen und den Entwicklungsprozess positiv zu beeinflussen“ (Theunissen 1999 zit. n. Eckert 2002, 113).

Ebenso vertritt Ziemer (2010, 280) die Ansicht, dass Eltern von Kindern mit erhöhtem Unterstützungsbedarf ihre Kompetenzen in der Interaktion mit Fachleuten und ExpertInnen erweitern. Der Kontakt mit anderen Eltern sowie die Teilnahme an Eltern- sowie Selbsthilfegruppen und die damit einhergehende Befassung mit Problemen sowie auch Fragen tragen ebenfalls dazu bei.

Die oben angeführten Herausforderungen und Belastungen, welche der Übergangsprozess sowohl für die jungen Erwachsenen als auch für deren Familien mit sich bringt, und die Rollen, welche die Eltern bzw. die Familie ausüben, machen die Komplexität dieses Prozesses und die damit einhergehenden Anforderungen an die Eltern deutlich. Zugleich können diese mit ihren Kompetenzen positiv auf den Übergangsprozess einwirken. Auf die damit verbundene Zusammenarbeit zwischen Eltern und ProfessionistInnen wird im nächsten Kapitel näher eingegangen.

2.2 Die Bedeutung der Zusammenarbeit von Eltern und Fachleuten

In den vergangenen Jahrzehnten fand ein Wandel im Verhältnis zwischen Fachleuten und Eltern von Kindern mit Beeinträchtigung statt. Die Rolle der Eltern veränderte sich „von anzuleitenden Laien über Ko-Therapeuten, zunächst zu Partnern, bis hin zu Experten des Kindes“ (Jeltsch-Schudel 2014, 94). In den 60er- und 70er-Jahren führte die externe Hilfe zu

einer teilweisen Entlastung der Eltern, hatte jedoch nur eine „Sekundärfunktion“ (Speck 2008, 473). In den 80er-Jahren war das „professionelle System“ bereits vielseitig weiterentwickelt, wodurch erforderliche Hilfen größtenteils vorhanden waren (vgl. ebd.). Dies brachte mit sich, dass „externe Maßgaben immer stärker in die Familien eingegriffen und über sie Macht gewannen - etwa in bürokratischer oder therapeutischer Form (Formulare, Anträge, Sprechzeiten, Behandlungsvorschriften, schulische Regelungen etc.)“ (ebd.).

Im Folgenden werden drei Modelle vorgestellt, welche Speck laut Eckert (2002, 81) „im Kontext der Erstellung des Kooperationsmodells entworfene[n] Aufteilung der geschichtlichen Entwicklung des Verhältnisses von Eltern und Fachleuten“ erstellte.

Beim sogenannten sog. „Laienmodell“ wird der Fokus auf die Behinderung des Kindes sowie deren Behandlung von Seiten der ProfessionistInnen gelegt (vgl. ebd., 82). Diesbezüglich wurden von den Fachleuten „auf die Behinderung [des Kindes; Anm. S.K.] bezogene Erkenntnisse vorgeschrieben“ (ebd.), meist ohne dabei die Vorstellungen der Eltern zu berücksichtigen. Wie anhand des Modellnamens ersichtlich ist, wurden die Eltern als „Laien“ betrachtet und hatten „die Rolle der Zubringer von Informationen und der Empfänger von Ratschlägen und Anweisungen“ (Speck 2008, 475). Von den Fachkräften wurde ihnen in Bezug auf die Förderung ihrer Kinder eine untergeordnete Rolle zugeschrieben (vgl. Eckert 2002, 82). Laut Eckert (2002, 82) bezeichnet Speck dies als „Abhängigkeit“ der Eltern.

Das „Ko-Therapeuten-Modell“, dessen „Bedeutungsgewinn zeitlich in den 70er- und frühen 80er-Jahren angesiedelt werden kann“ (ebd.), schreibt im Gegensatz zum „Laienmodell“ den Eltern bereits eine größere Gewichtung zu: „Sie wurden in ihrer Bedeutung für die Umsetzung der professionellen Hilfe für das Kind ernster genommen“ (Speck 2008, 475), wodurch eine stärkere Involvierung ihrer Person in die Arbeit der Fachleute stattfand (vgl. ebd.). Jedoch hatten sie nur die Rolle der „Ko-TherapeutInnen“ inne, was sie wiederum von dem/der eigentlichen TherapeutIn abhängig machte (vgl. ebd.). Daraus resultierte ein ungleiches Kräfteverhältnis zweier Systeme (vgl. ebd., 477). Das professionelle System war u. a. durch die „Undurchschaubarkeit ihres Apparates“ für Externe sowie aufgrund ihrer „wissenschaftlichen Fundierung“ dem „Kleinsystem Familie“ überlegen. Je mehr sich das letztgenannte System dem „professionellen System“ aussetzte, desto mehr verlor es „an selbstbestimmter Erziehungspotenz“. (ebd.)

Das „Kooperationsmodell“ nach Speck entstand in den 80er-Jahren durch die „Einsicht in die Grenzen sowohl des Laienmodells als auch des Ko-Therapie-Modells“ (Eckert 2002, 84) und entwickelte sich später zum „Kooperations- und Ergänzungsansatz“ weiter. In Anlehnung an

Hennig und Knödler (1985) weist Speck (2008, 481) darauf hin, dass aus systemtheoretischer Sicht das Kind nicht als „Individuum für sich [steht], sondern nur als ein in zwei Systeme gebundenes Mitglied beurteilt werden“ kann. Diese beiden Systeme sind die Familie und die Umwelt – beispielsweise in Gestalt der Schule – des Kindes, was in folgender Grafik visuell dargestellt wird:

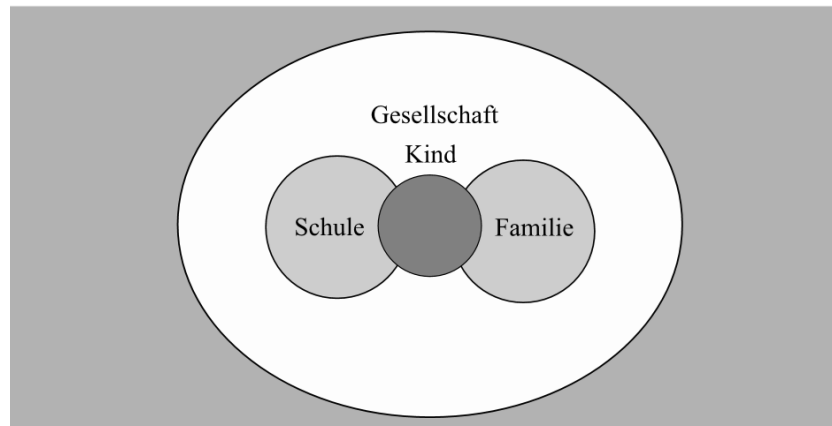


Abb. 2: „Das Kind als Mitglied zweier interdependenter Bezugssysteme" (Speck 2008, 481)

Beide Systeme wirken auf das Kind ein und sind demnach aufeinander angewiesen. Sie „müssen sich deshalb gegenseitig respektieren und an den gemeinsamen Interessen orientieren“. (Speck 2008, 481) Im Gegensatz zu den zuvor dargelegten Modellen geht es hierbei um keine hierarchische Sichtweise von Eltern und ProfessionistInnen (vgl. Eckert 2002, 101). Specks (2008, 481; Hervorh. i. O.) Ansicht nach handelt es sich um eine „*partnerhafte* (lat. pars = Teil) *Zusammenarbeit*“, was „als die gegenseitige Ergänzung von unterschiedlichen Sichtweisen“ zu verstehen ist. Gemeinsam wird das Ziel verfolgt, den Menschen mit erhöhtem Unterstützungsbedarf zu fördern und zu begleiten (vgl. Eckert 2002, 101). Im Zuge dessen spricht Speck (2008, 481) dafür relevante Bedingungen an, nämlich „ein Verhältnis zueinander, das davon bestimmt ist, dass jeder bereit ist, dem Anderen zuzuhören, auf ihn vorbehaltlos einzugehen, sich bemüht, sich in ihn hineinzudenken, ihn zu verstehen, aber auch seinen eigenen Standpunkt wenn nötig zu verteidigen bzw. zu modifizieren oder zu revidieren“. Ferner wird häufigen sowie offenen Gesprächen eine große Bedeutung zugesprochen (vgl. ebd., 481f.). Der/die ProfessionistIn ist der „systemstärkere Partner“ (ebd., 482) und muss demnach darauf achten, nicht „übergewichtig zu werden und verdeckt oder offen manipulativ Macht auszuüben“ (ebd.).

Speck (2008, 484) nennt zehn „Teilhypothesen“, welche für die Umsetzung des „Kooperations-und Ergänzungsansatzes“ relevant zu sein scheinen:

- (1) „Der Anspruch auf primäre Gültigkeit des Fachmannes gegenüber dem ‚Laien‘“ (ebd., 485) schadet der Zusammenarbeit von Eltern und ProfessionistInnen.

- (2) „Das Verhältnis zwischen Eltern und Fachleuten kann immer nur ein asymmetrisches, ein ungleiches sein: Eltern sollen Eltern und Fachleute sollen Fachleute bleiben.“ (ebd.) Der/die ProfessionistIn verfügt über Fachwissen, die Eltern hingegen können „wie kein anderer die *Individualität* ihres Kindes einschätzen“ (ebd.; Hervorh. i. O.).
- (3) Eltern und Fachleute ergänzen sich gegenseitig und müssen sich auf den jeweils anderen verlassen können (vgl. ebd.).
- (4) Professionelle und Eltern tragen gemeinsam die Verantwortung für das Kind: „Der Fachmann behält seine *fachliche Autorität* und die Eltern behalten ihre elterliche und damit ihre komplexe Verantwortung für das Kind.“ (ebd.; Hervorh. i. O.)
- (5) Je größer und weitläufiger die Fachkompetenz des/der ProfessionistIn ist, „umso mehr gefragt ist ihr Rat, umso wirksamer kann er werden“ (ebd.).
- (6) „Eltern sollen Eltern bleiben“ (ebd.), sie sind keine Hilfsfachleute. Es obliegt ihnen, welche Hilfen und Ratschlägen der Fachleute sie für ihre familiäre Erziehung übernehmen möchten (vgl. ebd. 485f.): „Ihre Schlüsselposition und ihre volle Verantwortung für das Leben ihres Kindes dürfen prinzipiell nicht in Frage gestellt werden.“ (ebd., 486) Dennoch benötigen sie Unterstützung, um ihre „natürliche Rolle und Aufgabe im Sinne der Förderung des Kindes besser wahrnehmen zu können“ (ebd.).
- (7) „Die primäre Verantwortung der Eltern für das Werden und Wohl des Kindes ist ein Gut, das die Eltern zu verteidigen und die Fachleute zu respektieren haben.“ (ebd.) – „So viel Hilfe von außen wie nötig und so viel Selbsthilfe wie möglich!“ (ebd.)
- (8) Die Basis einer guten Kooperation von Eltern und Professionellen ist deren gegenseitiges Achten und Unterstützen (vgl. ebd.).
- (9) Desgleichen ist für eine gute Kooperation eine entsprechende Kommunikation erforderlich, das heißt, ein „gegenseitiges, unvoreingenommenes Zuhören, dominanzfreies und verständnisbereites wechselseitiges Übermitteln aller Informationen, die für das beidseitige erzieherische Handeln bedeutsam sind oder sein könnten; Zeigen von Bereitschaft, die eigene Auffassung zu modifizieren oder zu revidieren, voneinander lernen zu wollen“ (ebd.).
- (10) Eltern können die Sorge verspüren, ihre „elterlichen Gültigkeit, Entscheidungsfreiheit und Verantwortung“ (ebd., 487) zu verlieren. Fachleute wirken dem entgegen, indem sie ihnen Selbsthilfeangebote vermitteln und somit die Möglichkeit bieten, selbstwirksam zu werden (vgl. ebd.; Eckert 2002, 106).

Laut Cooney (2002, 426) sind mehrere Studien zu dem Ergebnis gekommen, dass sowohl eine gute Atmosphäre als auch offene Gespräche mit den am Übergang involvierten Personen

bedeutsam sind. In Anlehnung an Ferguson et al. (1993) schreibt Cooney (2002, 426), dass die Beziehung zwischen ProfessionistInnen, jungen Erwachsenen mit erhöhtem Unterstützungsbedarf und den Eltern häufig unausgeglichen ist. Erstere empfinden die Eltern als hinderlich für die Zusammenarbeit mit den jungen Menschen mit Beeinträchtigung. Dahingegen haben die Eltern den Eindruck, dass die Fachleute zu sehr Einfluss auf und Kontrolle über die familiären Werte nehmen. Die jungen Menschen mit erhöhtem Unterstützungsbedarf befinden sich entweder am Rande dieses Prozesses oder werden davon ausgeschlossen. Anhand der Darlegung von Cooney (2002) wird zum einen deutlich, welche Bedeutung einer guten Zusammenarbeit von Eltern und ProfessionistInnen zukommt, und zum anderen, was für Auswirkungen ein ungleiches Verhältnis dieser beiden Positionen haben kann. Ziemen (2010, 280) zufolge sind u. a. die „soziale Situation“ von Eltern von Kindern mit Beeinträchtigung, deren „Kompetenzen und Teilhabe- bzw. Mitbestimmungsmöglichkeiten“ im Prozess ihrer „Unterstützung, Beratung, Bildung und Qualifizierung“ zu berücksichtigen, um diese sowohl als qualifizierte PartnerInnen und ExpertInnen wie auch „als Fragende und nach Unterstützung Suchende“ wahrnehmen zu können.

2.3 Die Bedeutung des sozialen Netzwerks

Ebenso wie dem professionellen kommt auch dem sozialen Netzwerk von Familien mit einem Kind mit erhöhtem Unterstützungsbedarf eine wesentliche Bedeutung zu. Soziale Ressourcen tragen dazu bei, dass Familien mit einem Kind mit Beeinträchtigung Belastungen besser bewältigen können. Sie ermöglichen ihnen eine bessere Unterstützung ihres Kindes. (vgl. Seifert 2014, 29) Die Familie erfährt sowohl vom „Netzwerk familiärer Beziehungen“ als auch durch das „Beziehungsgeflecht der Familie in ihrem engeren und weiteren sozialen Umfeld“ (Kallenbach 1999, 61) Unterstützungsleistungen: „Vor allem soziale Unterstützung (social support) stellt die positiv zu bewertende, erlebte oder erhoffte Funktion sozialer Netzwerke dar.“ (ebd., 62) Laut Kallenbach (1999, 62) erhält die Familie verschiedene Formen von Unterstützung wie die „instrumentelle Hilfe“, welche die Betreuung und weitere praktische Hilfeleistungen sowie finanzielle und materielle Hilfe beinhaltet. Die „emotionale Hilfe“ ist eine weitere Form der Unterstützung, die Zuwendung, Akzeptanz und Anerkennung impliziert. Die „kognitive Unterstützung“ wiederum umfasst die Vermittlung von Informationen, Hilfsangeboten und Problemlösealternativen. Diese Hilfeleistungen tragen zum Bestehen der sozialen Identität der Familien mit einem Kind mit Beeinträchtigung entscheidend bei. Laut Kallenbach (1999, 62) wird der emotionalen Unterstützung eine größere Bedeutung zugesprochen als der instrumentellen. Daraus lässt sich schließen, dass die

instrumentelle nicht von der emotionalen Unterstützung kompensiert werden kann. Kallenbach (1999, 62) zufolge haben sowohl die Größe als auch die Dichte der Netzwerke positiven Einfluss auf das Wohlergehen und die Zufriedenheit der Familie, da diese somit über mehr Ressourcen verfügt.

Familien mit einem Kind mit erhöhtem Unterstützungsbedarf haben ein kleineres soziales Netzwerk, welches jedoch teilweise vielfach genutzt wird. Zu mehr als neunzig Prozent erhält die Familie Unterstützung von Seiten der Kernfamilie wie auch der engsten Verwandtschaft. (Wachtel 2016, 430) Insbesondere die Großeltern stellen eine wesentliche Hilfe für die Familie dar. In erster Linie erfolgt diese durch praktische Unterstützungsleistungen wie Kinderbetreuung und Hausarbeiten. Dadurch, dass die familiäre Situation die Großeltern nicht so stark belastet, können diese unbekümmerter mit den Kindern mit Beeinträchtigung umgehen. Dennoch können diese auch mit einem (großen) Unverständnis der Familiensituation und dem Kind mit erhöhtem Unterstützungsbedarf gegenüberstehen. Desgleichen stellen die Geschwister der Eltern entweder eine große Unterstützung für die Familie dar oder suchen aufgrund von Verhaltensunsicherheiten dem Kind gegenüber wenig Kontakt auf. (vgl. Kallenbach 1999, 62) Der innerfamiliäre Kontakt ist zumeist intensiver als der zu beispielsweise FreundInnen und Bekannten: „Der Freundes- und Bekanntenkreis reagiert aus Verunsicherung und erlebten oder internalisierten Vorurteilen gegenüber behinderten Menschen häufig distanziert.“ (ebd.) Laut Kardorff und Ohlbrecht (2014, 22) kann besonders eine schwere Beeinträchtigung des Kindes dazu führen, dass sich (enge) Freunde zurückziehen. Dies kann einen sozialen Rückzug von der Familie zur Folge haben (vgl. Kallenbach 1999, 62). Gleichwohl können FreundInnen sowie Bekannte auf emotionaler Ebene Unterstützung bieten und „zu den effektivsten Laienhelfern der Familie“ (ebd.) zählen. Ferner können von Seiten der NachbarInnen Hilfeleistungen entgegengebracht werden. Darüber hinaus spricht Kallenbach (1999, ebd.) dem Kontakt zu anderen Eltern mit Kindern mit erhöhtem Unterstützungsbedarf eine hohe Signifikanz zu. Kardorff und Ohlbrecht (2014, 23; Hervorh. i. O.) sprechen hierbei sogar von einer Angewiesenheit der Eltern, in einen „spezifischen Austausch“ mit anderen Eltern, welche Kinder mit derselben Beeinträchtigung haben, zu treten. Die Interaktion mit Eltern in der ‚selben Situation‘ kann u. a. durch Selbsthilfegruppen zustande kommen und als Kraftquelle fungieren. Neben dem Austausch von Informationen erhalten die Familien auch emotionale Unterstützung im Umgang mit herausfordernden Alltagssituationen. (vgl. Seifert 2014, 30) Überdies finden sie „in einem gemeinsamen Empowerment-Prozess Partner für sozialpolitisches Engagement und Öffentlichkeitsarbeit zur Verbesserung der gegenwärtigen Situation“ (ebd.).

III Methodischer Bezugsrahmen

Im Zuge der Masterarbeit gab es zwei Erhebungsphasen, in denen fünf Elternpaare und ein Vater⁵ von jungen Erwachsenen mit erhöhtem Unterstützungsbedarf interviewt wurden, da ihre Kinder am Projekt „P.I.L.O.T.“ teilnehmen. Die Gewinnung von InterviewteilnehmerInnen fand durch das Pilotprojekt statt. Die Mehrheit der Eltern war Teil der Initiativgruppe, welche sich für die Etablierung des Projekts „P.I.L.O.T.“ eingesetzt hat. Die Eltern der jungen Erwachsenen mit erhöhtem Unterstützungsbedarf wurden im Vorfeld von den Mitarbeiterinnen darüber in Kenntnis gesetzt, dass zwei Erhebungsphasen durchgeführt werden. Die Kontaktdaten der zu befragenden Personen wurden durch die Mitarbeiterinnen vom Projekt „P.I.L.O.T.“, nach Einholung ihrer Erlaubnis, ausgehändigt. Mittels E-Mail-Verkehr fand schließlich die Termin- sowie die Ortsfindung für die einzelnen Interviews statt. Zwecks Vergleichbarkeit wurden die Interviews der jeweiligen Erhebungsphase zirka innerhalb eines Monats durchgeführt, sie dauerten jeweils zwischen dreißig und achtzig Minuten. Im Juni 2016 fand die erste Erhebungsphase statt, im Dezember 2016 und Jänner 2017 die zweite. Die Interviews wurden überwiegend am Institut für Bildungswissenschaft und bei den befragten Personen zu Hause geführt und mit Hilfe eines Diktiergeräts aufgezeichnet. In folgender Tabelle werden die personenbezogenen Angaben aufgelistet:

Eltern	Name (Pseudonym)	Zeitpunkt der Interviews	Anmerkungen Interview 1	Anmerkungen Interview 2
E ⁶ 1	Gruber	Juni 2016 Dezember 2016	Herr G. kam erst ab Minute 08:05 zum Interview dazu und musste es immer wieder für wenige Minuten verlassen; der Sohn saß während des Interviews im Nebenraum und hörte zu.	
E 2	Wagner	Juni 2016 Dezember 2016 (Frau W.) Jänner 2017 (Herr W.)		

⁵ Wenn im Zuge der Masterarbeit von allen Elternpaaren die Rede ist, so ist somit auch der alleinerziehende Vater gemeint.

⁶ Die Abkürzung ‚E‘ steht für ‚Eltern‘, deren Kinder TeilnehmerInnen am Projekt „P.I.L.O.T.“ sind.

E 3	Huber	Juni 2016 Jänner 2017	Die Interviews fanden getrennt statt. Herr H. war ab Minute 06:50 beim Interview von Frau H. anwesend.	
E 4	Schmidt	Juni 2016 Dezember 2016	Herr S. konnte ab Minute 27:18 nicht mehr am Interview teilnehmen.	Herr S. konnte ab Minute 39:33 nicht mehr am Interview teilnehmen.
E 5	Mayer	Juni 2016 Jänner 2017		
E 6	Berger	Juni 2016 Dezember 2016		

Tab. 2: Angaben zu den InterviewteilnehmerInnen

3.1 Erhebungsmethode samt forschungsethischer Überlegungen

Grund für die Verwendung eines Leitfadeninterviews als methodische Vorgehensweise war einerseits, dass die vorbereiteten Fragen eine Struktur vorgaben. Andererseits wurden die befragten Personen durch die Offenheit der Fragestellungen zum Erzählen eingeladen, wodurch Informationen gewonnen werden konnten, die bei geschlossenen Fragestellungen womöglich nicht zur Sprache gekommen wären: „Leitfaden-Interviews setzen ein Vorverständnis des Untersuchungsgegenstandes auf Seiten der Forschenden voraus, denn das Erkenntnisinteresse richtet sich in der Regel auf vorab bereits als relevant ermittelte Themenkomplexe.“ (Friebertshäuser, Langer 2013, 439) Laut Friebertshäuser und Langer (2013, 439) können die Leitfragen als Gerüst dienen, da die Themenkomplexe offen gehaltene Erzählaufforderungen enthalten und die Befragten dazu angehalten werden, ihre subjektiven Einschätzungen sowie Erfahrungen zu schildern.

Vor dem Hintergrund forschungsethischer Überlegungen wurde versucht, während des gesamten Erhebungs- sowie Auswertungsverfahrens die Anonymität der InterviewpartnerInnen zu gewähren sowie mit deren Erzählungen und Informationen gewissenhaft umzugehen. Vor der Durchführung der Interviews wurde mit den am Interview teilnehmenden Personen sowohl der Zweck der Erhebung wie auch die Verwendung der von ihnen getätigten Aussagen dargelegt und die (bestmögliche) Anonymisierung ihrer Person versichert. Die Forderung nach Anonymität resultiert nach Miethe (2013, 930) daraus, dass sich für die an der Forschung teilnehmenden Person keine Nachteile bzw. keine Schädigungen ergeben sollen. In Anlehnung an Hopf (2000) schreibt Miethe (2013, 929), die

informierte Einwilligung besage, „dass personenbezogene Daten in der Sozialforschung nur mit Einwilligung der Beforschten erhoben werden dürfen und die Forschungsteilnehmer/-innen angemessen über den Zweck der Erhebung informiert werden müssen“. Die InterviewpartnerInnen wurden darauf aufmerksam gemacht, dass eine völlige Anonymisierung nicht möglich ist. Das heißt, dass aufgrund der kleinen Zielgruppe und den von ihnen getätigten Aussagen möglicherweise Rückschlüsse auf sie gezogen werden könnten. Mit dieser Information wurde intendiert, dass die interviewenden Personen mit bestmöglicher Aufklärung an der Erhebung teilnehmen. Zum Zwecke der Anonymisierung wurden Pseudonyme verwendet, welche von der forschenden Person ausgewählt wurden. Jene Elternpaare, welche nicht verheiratet sind, bekamen dennoch denselben Nachnamen, um keine Rückschlüsse auf die Personen ziehen zu können. Miethe (2013, 931) weist darauf hin, dass so manche inhaltlichen Informationen der InterviewpartnerInnen zum Wohle der Anonymität nicht übernommen werden. An dieser Stelle schreibt sie, in Anlehnung an Barnes (1979), dass „der Schutz der individuellen Privatsphäre wie auch wissenschaftliches Erkenntnisinteresse gleichermaßen wichtige Güter“ sind und die Kunst darin liegt, „zwischen diesen beiden Polen verantwortlich abzuwägen“ (ebd.). Im Zuge der Erhebungsphasen wurden die InterviewpartnerInnen darauf aufmerksam gemacht, dass die von ihnen getätigte Einverständniserklärung zu jeder Zeit zurückgezogen werden kann sowie einzelne Aussagen revidiert werden können. Auch Miethe (2013, 929) vertritt die Ansicht, dass die Option, bereits getätigte Aussagen nachträglich zurückzuziehen, zu gewähren sei, denn dadurch wird den InterviewpartnerInnen die Möglichkeit geboten, die Untersuchung jederzeit abubrechen.

3.2 Auswertungsmethode und -prozess

Die Auswertung der Daten fand mittels Verfahrensschritten der Grounded Theory statt, deren Methodologie von den amerikanischen Soziologen Barney G. Glaser und Anselm L. Strauss entwickelt und in ihrer gemeinsamen Monografie „The Discovery of Grounded Theory. Strategies of Qualitative Research“ (1967) veröffentlicht wurde (vgl. Mey, Mruck 2011, 11). Dabei geht es ihnen um „die regelgeleitete, kontrollierte und prüfbare ‚Entdeckung‘ von Theorie aus Daten/Empirie“ (ebd.). Aus den gemeinsamen Anfängen entwickelten sich zwei Hauptrichtungen heraus, die eine von Glaser, die andere von Strauss, welcher später mit Corbin zusammenarbeitete (vgl. Przyborski, Wohlrab-Sahr 2009, 204). Zu der „Second Generation“ (Mey, Mruck 2011, 12) der Grounded Theory zählen Juliet Corbin, Adele E. Clarke, Janice Morse und Kathy Charmaz.

Folglich werden Gemeinsamkeiten zwischen der klassischen und der konstruktivistischen Grounded Theory dargelegt. Bei der Grounded Theory handelt es sich um eine Forschungsstrategie, die sich auf die enge Verschränkung von empirischer Forschung und Theoriebildung fokussiert (vgl. Przyborski, Wohlrab-Sahr 2009, 186): „Empirische Forschung zielt darauf, Theorie zu generieren, und Theorie wiederum wird nicht ‚von oben her‘ entfaltet, sondern soll in eben dieser Forschung begründet sein.“ Der Forschungsprozess hat keine lineare Vorgehensweise, sondern die Datenerhebung, das Kodieren und das Schreiben von Memos stehen durchwegs in Wechselwirkung zu einander (vgl. ebd., 204, Charmaz 2006, 10). Durch die Analyse der ersten Erhebung, in Form von Kodieren und Memoschreiben, kommen neue Fragen auf, mit welchen im Zuge der neuen Datenerhebung eine Auseinandersetzung stattfinden soll (vgl. Strauss 1998, 56). Folgende Grafik dient zur Veranschaulichung des Vorgangs:

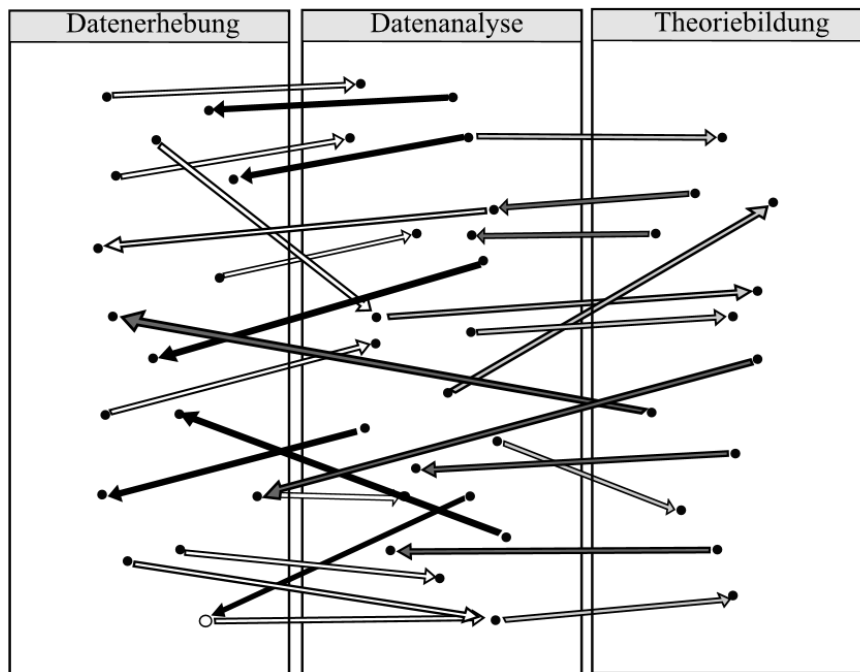


Abb. 3: „Parallelität der Arbeitsschritte im Verfahren der Grounded Theory“
(Strübing 2014, 12 in Anlehnung an Strauss 1991, 46)

Der gesamte Forschungsprozess wird vom Schreiben von Memos begleitet (vgl. ebd., 203). Nach Charmaz (2006, 72) ist das Verfassen dieser ein wesentlicher Schritt zwischen der Datenerhebung und der Verschriftlichung. Im Zuge des Voranschreitens der Forschungsarbeit werden diese immer intensiver und fokussierter (vgl. Strauss 1998, 45) und stellen einen grundlegenden „Bestandteile der sich entwickelnden Theorie“ (Przyborski, Wohlrab-Sahr 2009, 201) dar. Das „Theoretical Sampling“ ist ein weiterer Bestandteil der Grounded Theory, der eine wichtige Funktion erfüllt (vgl. Charmaz 2006, 212): „The movement back and forth between category and data in theoretical sampling fosters raising the conceptual

level of your categories and extending their reach.” (ebd., 121) Durch das Vorgehen des ständigen Vergleichens kann demnach eine Theorie⁷ generiert werden (vgl. Przyborski, Wohlrab-Sahr 2009, 200). Darunter versteht Charmaz (2006, 53) im ersten Schritt das Vergleichen gleicher und in einem weiteren das unterschiedlicher Fälle bzw. Ereignisse.

Die vorliegende Arbeit orientiert sich an der konstruktivistischen Grounded Theory nach Kathy Charmaz. Im Gegensatz zu den VertreterInnen der klassischen Grounded Theory Methodologie ist Charmaz (2006, 10) der Ansicht, dass es sich nicht um die Entdeckung, sondern um die Konstruktion von Daten und Theorien handelt. Dazu schreibt sie Folgendes: „Rather, we are part of the world we study and the data we collect. We *construct* our grounded theories through our past and present involvements and interactions with people, perspectives, and research practices.” (ebd., Hervorh. i. O.) Dieses Zitat verdeutlicht, dass die Durchführung von Forschung sowie das Schreiben darüber keine neutralen Handlungen sind, denn die forschende Person interpretiert die Handlungen und Aussagen der ForschungsteilnehmerInnen und versucht, deren Lebenssituationen in den relevanten Verhältnissen zu verorten (vgl. Charmaz 2011, 184f.). Die Datenanalyse ist demnach kein objektiver Prozess, sondern wird durchwegs von der Subjektivität der forschenden Person beeinflusst, was für eine Reflexivität während des gesamten Forschungsprozesses spricht (vgl. ebd., 196). Darum braucht es „eine reflexive Haltung gegenüber unseren Handlungen, gegenüber Situationen und Teilnehmenden im Forschungs-Setting und auch gegenüber unseren eigenen analytischen Konstruktionen“ (ebd., 184). Laut Charmaz (2011, 185) wird versucht, „die Überzeugungen, Absichten und Handlungen im Feld, die Gründe für Taten und Tatenlosigkeit, aus ihrer Perspektive zu verstehen.“ Zugleich versucht die forschende Person, diese individuellen Handlungen in einem größeren sozialen Konstrukt zu verorten, dessen sich die ForschungsteilnehmerInnen womöglich nicht bewusst sind. Für KonstruktivistInnen sind Daten Konstruktionen und Analysen interpretative Darstellungen, so Charmaz (2011, 186).

In Anlehnung an den konstruktivistischen Ansatz der Grounded Theory nach Kathy Charmaz wurde in der hier dargestellten Untersuchung nach den drei Auswertungsschritten des offenen, fokussierten und theoretischen Kodierens vorgegangen, die nun näher beschrieben werden sollen.

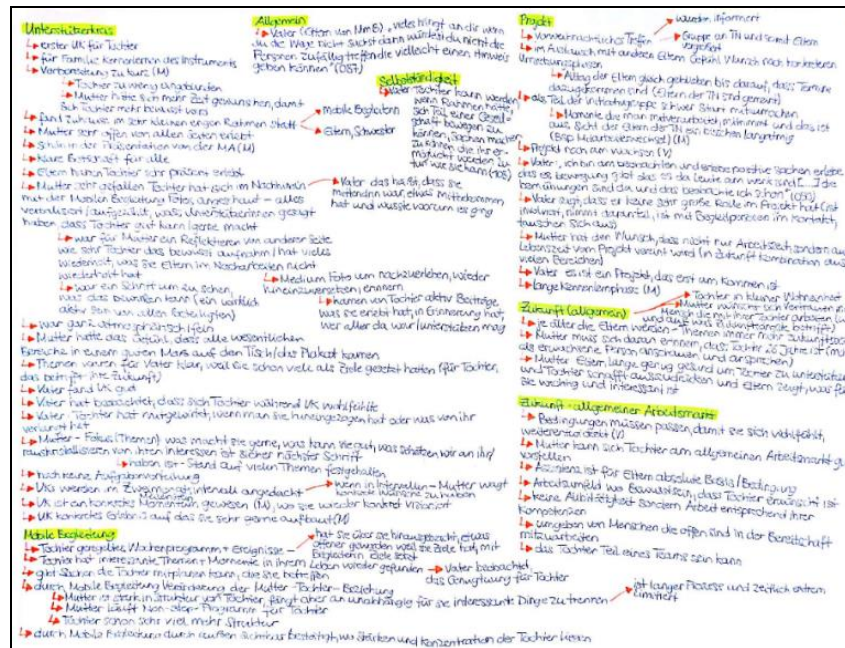
Beim „offenen Kodieren“ handelt es sich um ein zügiges und spontanes Bewegen durch die Daten (vgl. Charmaz 2006, 48). Dabei kann entweder Wort für Wort oder Zeile für Zeile

⁷ Die gegenstandsbezogene Theorie bezieht sich „auf einen umgrenzten Bereich sozialen Lebens und sozialer Handlungspraxis“ (Mey, Mruck 2011, 29).

vorgegangen werden (vgl. ebd., 50): „The openness of initial coding should spark your thinking and allow new ideas to emerge.” (ebd., 48). Dies verdeutlicht, dass es sich bei dem anfänglichen Kodierprozess um ein noch uneingeschränktes Kodieren der Daten handelt. Laut Charmaz (2006, 51) beginnt damit das Entdecken von Phänomenen. Bei diesem Auswertungsschritt geht es um das Aufbrechen der Daten: „Breaking the data up into their component parts of properties.” (ebd., 50) Zum offenen Kodieren diene die Computersoftware „MAXQDA“ als unterstützendes Instrument. In diesem Zusammenhang wurden die Transkripte vorwiegend mittels „In-Vivo-Codes“ strukturiert. Begleitend zu den Codes wurden Memos verfasst, welche immer wieder aufs Neue überarbeitet wurden.

Das „fokussierte Kodieren“ ist die zweite Phase im Kodierprozess. Durch das offene Kodieren und den im Zuge dessen bereits verfassten Codes kann schneller durch das Datenmaterial gegangen werden. Es werden nun jene Codes für die weitere Arbeit herangezogen, die von analytischer Bedeutung sind (vgl. ebd., 57). Mittels dieser Codes werden Kategorien gebildet, welche die Phänomene prägnant und umfassend darstellen. „But moving to focused coding is not entirely a linear process” (ebd., 58). Taucht ein neues Phänomen auf, wird wieder auf das offene Kodieren zurückgegriffen (vgl. ebd.).

Bevor die visuelle Darstellung dieses Auswertungsschrittes nun dargelegt wird, ist darauf hinzuweisen, dass jedes Elternpaar von der forschenden Person eine Farbe zugeteilt bekam. Diese Farbstrukturierung zieht sich durch alle visuellen Darstellungen. Um auf den ersten Blick erkennen zu können, welches Zitat von der ersten bzw. zweiten Erhebung ist, wurde von der jeweiligen Farbe des Elternpaares ein heller Farbton für die erste Erhebungsphase und ein dunkler Farbton für die zweite Erhebungsphase gewählt. In diesem Kapitel werden exemplarisch die visuellen Darstellungen eines Elternpaares vorgestellt. Der Auswertungsschritt des fokussierten Kodierens fand in zwei Phasen statt. Zunächst wurden pro Elternpaar, auf Basis des offenen Kodierens, Mindmaps erstellt, welche die relevanten Themengebiete der zweiten Erhebungsphase wiedergaben. Als Beispiel dient die folgende Abbildung:



- Zukunft – allgemeiner Arbeitsmarkt:**
- Bedingungen müssen passen, damit sich Tochter wohlfühlt, weiterentwickelt
 - Mutter kann sich Tochter am allgemeinen Arbeitsmarkt vorstellen
 - Assistenz ist für Eltern absolute Basis/Bedingung
 - Arbeitsumfeld, wo das Bewusstsein herrscht, dass die Tochter erwünscht ist
 - keine „Alibitätigkeit“, sondern Arbeit entsprechend ihrer Kompetenzen
 - Umgebung von Menschen, die offen sind, in der Bereitschaft mitzuarbeiten
 - Tochter soll Teil eines Teams sein

Abb. 4: Mindmap

Zum anderen fand eine visuelle und zugleich fokussiertere Darstellung der Daten statt, indem ausgewählte Zitate der Elternpaare auf jeweiligen Plakaten zu Kategorien zusammengefasst wurden. Diejenigen Aussagen, die sich durch den Prozess des offenen Kodierens als zentral herausgestellt haben, wurden je Elternpaar auf Plakaten festgehalten und folglich themenspezifisch geordnet. Hierfür fanden die bereits verfassten Codes von „MAXQDA“ ihre Verwendung. Jedoch war auch ein unbefangener Blick in die Transkripte nötig, um den Aussagen der Elternpaare erneut neutral begegnen zu können. Auch dieser Vorgang wurde durch das wiederholte Schreiben von Memos bzw. deren Überarbeitung begleitet. Folgende Abbildung dient als Veranschaulichungsbeispiel für diesen Arbeitsschritt:

Strukturierung der Zitate mittels der oben angeführten zentralen Kategorien vorgenommen. Zugleich wurde die Entwicklung von der ersten zur zweiten Erhebungsphase festgehalten. Für die Wahl der Zitate wurde zuerst das jeweilige Strukturierungsplakat (vgl. fokussiertes Kodieren) als Hilfestellung verwendet. Wie auch bei den Auswertungsschritten zuvor, wurden zur vertiefenden Bearbeitung dieses Analyseschritts die Transkripte der InterviewpartnerInnen herangezogen. Die folgende Abbildung soll die eben beschriebenen Arbeitsschritte noch einmal verdeutlichen:

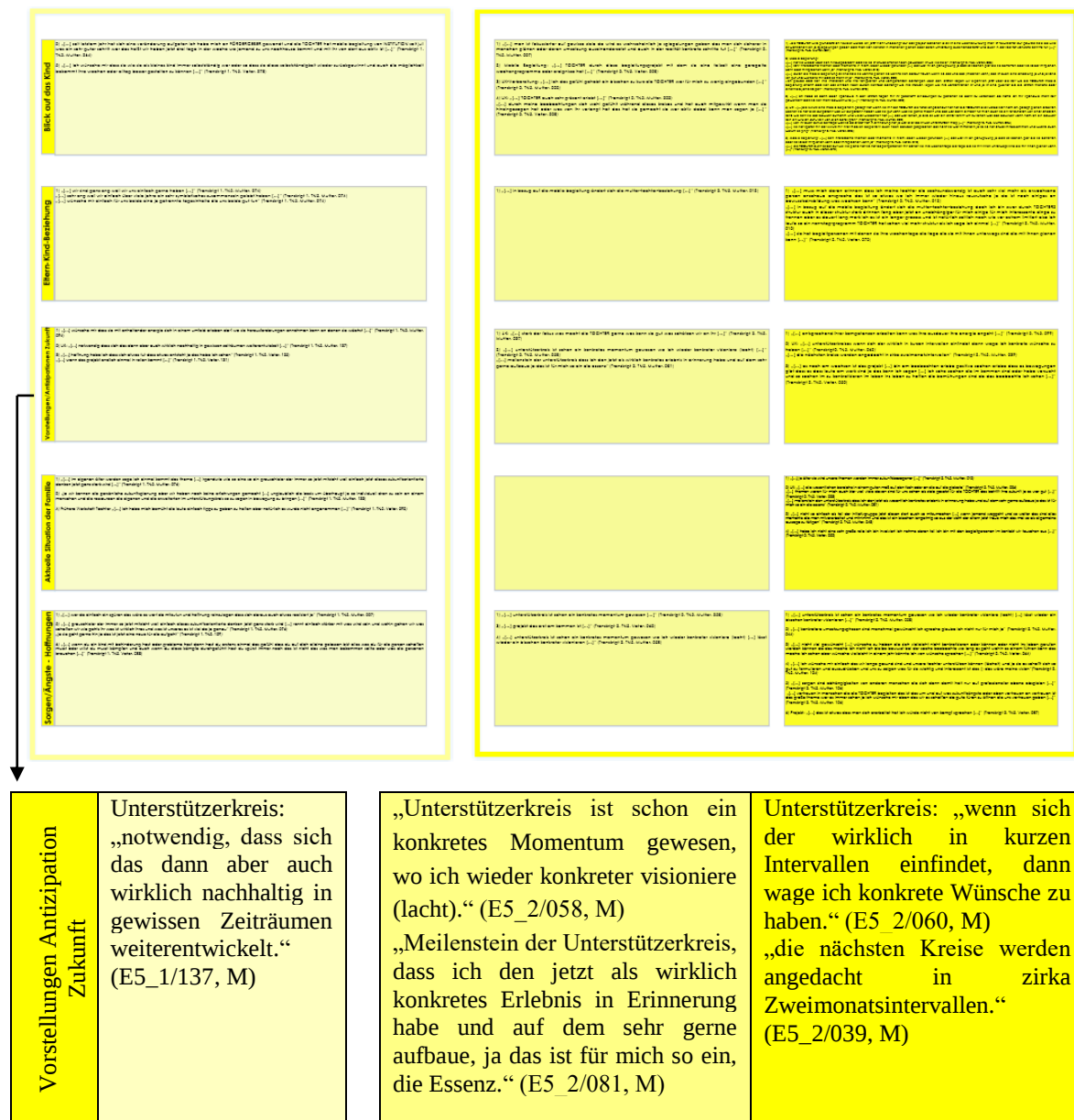


Abb. 6: Veränderungsprozesse

IV Empirischer Teil der Masterarbeit

4.1 Gesamtmodell – Eine Hinführung

4.1.1 Modell „Pendelbewegung zwischen Sicherheit und Herausforderung“

Charmaz (2006, 117) spricht visuellen Darstellungsformen eine wesentliche Bedeutung zu, um Kategorien und deren Beziehungen zueinander aufzeigen zu können. Unterschiedliche Visualisierungen sollen den gesamten Auswertungsprozess begleiten und mit der Zeit immer präziser werden (vgl. ebd., 118): „Analogies and metaphors can explicate tacit meanings and feelings subsumed within a category.“ (ebd., 172) Wie im Kapitel zuvor verdeutlicht, wurde auch dieser Auswertungsprozess von mehreren visuellen Darstellungsformen begleitet. Die aus den Daten gewonnenen Erkenntnisse wurden schließlich als Modell generiert. Das Pendel, das kontinuierlich, aber in unterschiedlicher Geschwindigkeit in Bewegung ist, soll für die stetigen Veränderungsprozesse und den damit einhergehenden Spannungsfeldern – in dem halben Jahr der Datenerhebung – der Elternpaare und ihren Familien stehen. Auf der einen Seite verspüren die Eltern ein Gefühl von Sicherheit, welches bereits Bestehendes symbolisiert und für das Beibehalten von Gewohnheiten spricht. Auf der anderen Seite ist der Wunsch nach Veränderung und Fortschritt vorhanden. Mögliche dahingehende Entwicklungen sind wiederum mit Herausforderungen verbunden und bringen (potentielle) Sorgen sowie Ängste mit sich. Aus diesem Grund wird das Modell wie folgt betitelt: „Pendelbewegung zwischen Sicherheit und Herausforderung“.

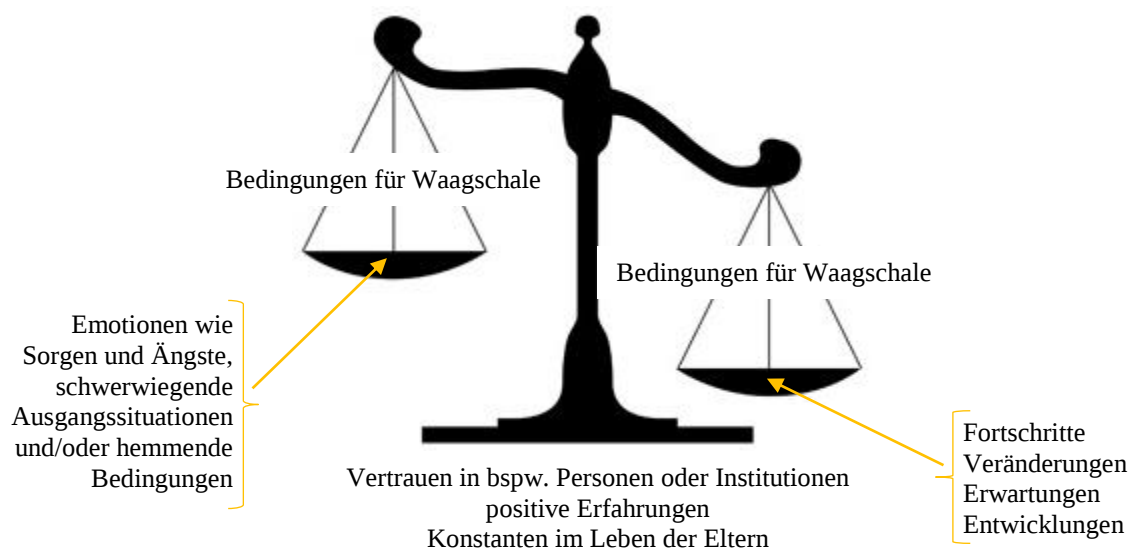


Abb. 7: Erläuterung der ‚Waagenelemente‘⁸

⁸ Ursprungsgrafik der Waage (siehe Literaturverzeichnis)

Ein Teil dieser Veranschaulichung ist die Metapher der Waage, welche als heuristische Figur dient. Ausschlaggebend dafür war eine Interviewperson, die Folgendes in Bezug auf die Notwendigkeit des ‚Loslassens‘ äußerte: Es „ist halt gerade so, jetzt so immer an dieser Kippe“ (E1_2/041, M)⁹. Diese konkrete Aussage verdeutlichte ihre ambivalente Haltung gegenüber diesem Thema. Folglich wurden die Transkripte aller Elternpaare unter dem Blickwinkel der Ambivalenz analysiert. Die darin enthaltenen Informationen sprachen erneut für diesen Fokus inklusive des Bildes der Waage, das wiederum in weiteren Kontexten sichtbar wurde. Um die abstrakte Beschreibung dieser Metapher zu veranschaulichen, werden nun die Bauteile einer Waage anhand eines Elternpaares als Beispiel dargestellt:

Eine Waage hat zwei Waagschalen, welche sich unterschiedlich befüllen lassen. Gewinnt eine Waagschale an Gewicht, sinkt sie nach unten, was das Hinaufsteigen der anderen Waagschale bewirkt. Dies spiegelt die Dynamik einer Waage wider. Die linke Waagschale steht für mögliche zum Ausdruck kommende Emotionen, etwa in Gestalt von Sorgen und Ängsten. Zugleich stellt diese auch schwerwiegende Ausgangssituationen und/oder hemmende Bedingungen dar: „ich kann nicht so leicht weglassen¹⁰, das kann ich nicht so.“ (E1_1/166, V) Die rechte Waagschale verkörpert Veränderungen, Erwartungen und Entwicklungen: „[dass] er [der Sohn; Anm. S.K.] da alleine fahren kann in die Werkstatt, das war ja überhaupt noch nie, also das ist wirklich ein Novum, weil das einfach nicht möglich war“ (E1_2/022, M), „taugt mir natürlich schon auch, dass er da so alleine fahren kann“ (E1_2/081, V). Die Positionen der Waagschalen sind stets Momentaufnahmen. Jederzeit kann eine Waagschale an Gewicht verlieren bzw. zunehmen, wodurch die andere Waagschale in Bewegung kommt und ihre Position verändert. Zugleich ändert sich das Gesamtgewicht der Waage. Die Waagschalen werden von Fäden im Gleichgewicht gehalten. Diese Fäden stehen sinnbildlich für die Bedingungen der jeweiligen Waagschale: „ich hätte das nicht alleine zusammengebracht, [...] wollte ich eigentlich da irgendwo rein [U-Bahn; Anm. S.K.] noch und dass ich mitfahre und schaue, ob er da wirklich alleine rauskommt und wenn sie [die Mutter; Anm. S.K.] nicht dabei gewesen wäre, hätte ich das sicher gemacht.“ (E1_2/082, V) Zudem verfügt eine Waage über ein festes Standbein, auf das sich die Bewegungen der Waagschalen nicht auswirken. Dies steht für Vertrauen, positive Erfahrungen oder Konstanten im Leben der Eltern. An dieser Stelle sei darauf hingewiesen, dass nicht immer alle ‚Waagenelemente‘ bei jedem Aspekt vorhanden sein müssen. Es kann sein, dass sich die

⁹ Aufschlüsselung der Zitierweise anhand des Beispiels (E1_2/041, M): (Eltern1_ 2. Transkript/Zeile 41, Mutter); die Abkürzung ‚V‘ steht für Vater.

¹⁰ Anzunehmen ist, dass der Vater damit das Wort ‚Loslassen‘ meinte.

Eltern dieses Elements noch nicht bewusst sind oder aber diesbezüglich in der Erhebung nichts zur Sprache kam.

4.1.2 Darlegung der Kategorien

Wie bereits erwähnt, kristallisierten sich durch das verstärkte Befassen mit dem Datenmaterial zentrale Kategorien heraus, welche folglich näher erläutert werden:

- (1) *„Blick auf das Kind“*: Hierbei wird der Fokus auf die von den Eltern wahrgenommenen (persönlichen) Veränderungen ihrer Tochter/ihres Sohnes in der Zeit zwischen dem ersten und dem zweiten Interview gelegt. Dabei handelt es sich vor allem um Auswirkungen aufgrund einer veränderten Tagesgestaltung durch die Begleitung professioneller UnterstützerInnen von Seiten des Projekts „P.I.L.O.T.“, der Mobilen Begleitung oder Freizeitassistenz. Beispielsweise führte die Inanspruchnahme der Mobilen Begleitung dazu, dass eine Tochter nun wieder „sehr interessante Themen oder Momente in ihrem Leben wiedergefunden“ (E5_2/010, V) hat.
- (2) *„Eltern-Kind-Beziehung“*: Im Hinblick darauf wird zunächst die Art der Beziehung zwischen Elternteil und Kind näher betrachtet. Darin enthalten sind die Intensität der Beziehung sowie mögliche damit verbundene Veränderungswünsche, welche zum Teil mit Erwartungen an das Projekt geknüpft sind: „wenn sie [die Tochter; Anm. S.K.] halt auch ihre Tagesstruktur außerhalb des Hauses verbringt, damit ein bisschen unsere Nähe getrennt wird, das finde ich ganz gut.“ (E4_2/038, M) Darüber hinaus werden bereits von den Eltern wahrgenommene Veränderungen in der Beziehung zu ihrem Kind festgehalten, zugleich wird nach Erklärungen für diese gesucht. Größtenteils sind diese auf eine veränderte Situation im Hinblick auf eine externe Betreuung ihrer Tochter bzw. ihres Sohnes zu verorten: „in Bezug auf die Mobile Begleitung ändert sich die Mutter-Tochter-Beziehung, [...] fange aber jetzt an, unabhängiger für mich, einige für mich interessante Dinge zu trennen.“ (E5_2/012, M) Auch Veränderungen der Lebenssituation der Familie haben ihre Auswirkungen. Beispielsweise zeigten der lange Krankenhausaufenthalt und die anschließende Rehabilitation eines Teilnehmers seine Wirkung auf die Beziehung zu seinen Eltern: „durch diese ganze OP-Geschichte, [...] wieder mehr zusammengeschweißt“ (E1_2/027, M).
- (3) *„Aktuelle Situation der Familie“*: Diese Kategorie stellt die aktuelle Situation der Familie sowie deren Auswirkungen dar. Dabei kann es sich um Veränderungen der Tagesstruktur der Familie handeln, die durch das Projekt initiiert wurden. So haben die/der MitarbeiterIn und die Tochter bzw. der Sohn etwa nun fixe Tage, an denen ihre gemeinsamen Treffen stattfinden. Gleichzeitig führen auch innerfamiliäre Änderungen,

wie der Auszug eines Geschwisterkindes (vgl. E4_2/036, M), zu einer Neuordnung des Familiengefüges.

- (4) „*Vorstellungen/Antizipationen Zukunft*“: Bezogen auf die Zukunft sind die Lebensbereiche Arbeit, Freizeitgestaltung und Wohnsituation sowie persönliche Entwicklungsschritte – beispielsweise in Bezug auf die Selbstständigkeit des eigenen Kindes – von zentralem Interesse. Damit verbunden sind zum Teil an das Projekt gerichtete Erwartungen: „würde auch gut zum Spagatprojekt¹¹ passen, [...] wenn man jetzt schon inklusiv denkt, dann gehört das Wohnen auf jeden Fall für mich dazu.“ (E4_2/122, M)
- (5) „*Sorgen/Ängste – Hoffnungen*“: Im Hinblick auf die Zukunft des Sohnes bzw. der Tochter werden u. a. Ängste und Sorgen, aber auch Hoffnungen geäußert. Zudem sind die Sorgen und Ängste im gesellschaftlichen Kontext zu verorten: „diese ganz klar zu benennende Angst, wenn ich mich so umschaue, wie die Gesellschaft, wenn ich das so verallgemeinere, ja sich gegenüber Andersartigen verhält.“ (E6_2/018, V) Mitunter lässt das Projekt „P.I.L.O.T.“ Eltern mit einer optimistischeren Haltung in die Zukunft blicken: „diese Neugierde und einen gewissen Grundoptimismus, den ich trotz allem habe, den unterstützt das Projekt schon.“ (E6_2/090, V)

Die im Folgenden dargestellte Deskription und Interpretation der Interviews wird in Elternkapiteln dargestellt, um den individuellen Entwicklungsprozessen der Elternpaare bzw. Familien gerecht zu werden. Zu Beginn eines jeden Kapitels wird die Familie kurz vorgestellt, gefolgt von der Erläuterung der Kategorien im Zuge von Unterkapiteln. Primär steht die Ambivalenz der Eltern in Bezug zu den einzelnen Kernkategorien im Fokus. Darüber hinaus werden aber auch die Veränderungsprozesse – zwischen dem ersten und zweiten Interview – sichtbar gemacht. An dieser Stelle ist zu erwähnen, dass es sich hierbei stets um eine subjektive Interpretation der Daten handelt. Zum Abschluss eines jeden Kapitels folgt ein Zwischenfazit, das die zentralen Aspekte verdeutlicht. Ebenso wird an dieser Stelle für jede Familie eine Waage entworfen, welche die Ausgangssituation (erstes Interview) und die Veränderungsprozesse (zweites Interview) darstellt sowie (potentielle) damit verbundene Spannungsfelder visualisieren soll.

Im Anschluss an die jeweiligen Elternkapitel folgt eine Zusammenschau, welche alle zentralen Ergebnisse noch einmal zusammenfasst und Gemeinsamkeiten sowie Unterschiede der Elternpaare aufzeigt. Gleichzeitig soll eine Vernetzung dieser mit den aus dem (aktuellen)

¹¹ Naheliegend ist, dass damit das Projekt „P.I.L.O.T.“ gemeint ist.

Forschungsstand und der Theorie gezogenen Erkenntnissen stattfinden. Abschließend wird die Zusammenschau der Elternpaare mittels einer Waagengrafik visuell dargestellt.

4.2 Auswertung und Analyse des Datenmaterials

4.2.1 Familie Gruber

Herr und Frau Gruber wohnen gemeinsam mit ihrem zwanzigjährigen Sohn in Wien. Während der Suche nach einer geeigneten Schule für ihr Kind, nahm Frau Gruber zum ersten Mal Kontakt mit Integration Österreich¹² auf. Als es darum ging, welche Möglichkeiten ihr Sohn nach der Schule hat, nahm Frau Gruber erneut Beratungsgespräche bei Integration Wien in Anspruch. Im Zuge dessen besuchte sie Informationsveranstaltungen, darunter eine über das Projekt „ifs Spagat“. Frau Gruber war eine jener Personen, welche den Wunsch an den Verein richtete, dass es ein solches Projekt auch in Wien geben sollte. (vgl. 1/002, M) Auf die Frage hin, was die Gründe für die Projektteilnahme sind, sagte Frau Gruber u. a. sie will, „dass er [der Sohn; Anm. S.K.] seine Möglichkeiten bestmöglich einbringen kann, ja genau in allen Feldern des Lebens und dass wir einfach die Möglichkeiten haben wollen und nicht diese Einbahnstraße Tagesstruktur und da ist man dann drinnen, für immer und ewig“ (1/004, M). Aktuell besucht der Sohn eine Werkstatt¹³ (1/016, M), mit welcher Frau Gruber vermutlich die genannte „Einbahnstraße“ assoziierte. Womöglich erhofft sie sich durch die Projektteilnahme eine Alternative, die ihrem Sohn weitere Möglichkeiten eröffnet. Mit den Krankenhausaufenthalten des Sohnes war die Familie von Beginn an konfrontiert und mittlerweile sind sie laut Aussage von Frau Gruber zu einem fixen Bestandteil ihres gemeinsamen Lebens geworden (vgl. 1/048, M; 1/050, M). An dieser Stelle ist zu erwähnen, dass der Sohn von Herrn und Frau Gruber während der Erhebungsphase einen längeren Krankenhausaufenthalt hatte und nach einer kurzen Zeit zuhause eine zweimonatige Rehabilitation folgte (vgl. 2/002, V). In diesem Zusammenhang spricht das Ehepaar von einer „zerklüfteten“ (2/003, M) und „heftigen“ (2/015, V) Zeit.

4.2.1.1 Blick auf das Kind

Herr und Frau Gruber beschreiben ihren Sohn als eine sehr gesellige Person, die gerne mit Leuten beisammen ist und „im Kontakt mit Menschen so richtig aufgeht“ (1/022, M; vgl. 1/023, V; 1/024, M). Beim ersten Interview antwortete Herr Gruber auf die Frage hin, welche

¹² Laut Frau Gruber hieß der Verein Integration Wien zuvor Integration Österreich (vgl. 1/002, M). Jedoch war Integration Österreich der Dachverband von Integration Wien.

¹³ Im Zuge der Interviews bezeichneten Frau und Herr Gruber die Werkstatt ihres Sohnes auch als Tagesstruktur. Aus diesem Grund werden diese beiden Begriffe folglich synonym verwendet.

Änderungswünsche er in Bezug auf die Eltern-Kind-Beziehung hat, Folgendes: „ja, dass wir nicht dauernd auf ihm draufhocken“ (1/059, V). Seine Frau unterstrich diese Aussage, indem sie meinte, dass sie der Selbstständigkeit ihres Sohnes mehr Vertrauen entgegenbringen sollten und sie das als ihren gemeinsamen Auftrag ansieht (vgl. 1/089, M). Dennoch „wird man sich immer noch das eine oder andere Mal Sorgen machen“ (1/095, M). Auch ihr Gatte sprach von Sorgen: „nein, ohne Sorgen wird es nie gehen“ (1/092, V). Es scheint, als ob Frau und Herr Gruber auf der einen Seite durchaus das Bewusstsein dafür haben, dass eine Veränderung in Richtung (mehr) Selbstständigkeit ihres Sohnes wichtig wäre und sie dafür etwas tun möchten bzw. sollten. Auf der anderen Seite werden diese Überlegungen von Sorgen begleitet.

Beim zweiten Interview erzählte das Ehepaar Gruber, dass ihr Sohn mittlerweile selbstständig in seine Werkstatt fährt, was die Mutter als „Novum“ bezeichnete (vgl. 2/007, V; 2/022, M). Der Vater sah dies als Schritt in Richtung mehr Eigenständigkeit an (vgl. 2/007, V). Dieses „Novum“ könnte möglicherweise bei ihrem Sohn bewirken, dass er sich selbst mehr zutraut. Das könnte wiederum dazu führen, dass er auch in anderen Lebensbereichen mehr an sich glaubt, was womöglich eine Erweiterung seiner Selbstständigkeit und eine Festigung seines Selbstwertgefühls nach sich ziehen würde. Dieser Fortschritt könnte des Weiteren dazu beitragen, dass ihm auch seine Eltern mehr Selbstständigkeit zutrauen und ihn vor dem Hintergrund dieser Entwicklungen zunehmend loslassen können. Nicht nur in Hinblick auf das selbstständige Fahren in die Werkstatt scheint ihr Sohn an Selbstständigkeit dazugewonnen zu haben. Nach den Operationen wie auch der Rehabilitation hat er laut Frau Gruber selbst Schritte gesetzt, um die Selbstständigkeit, die er vor den Operationen hatte, wieder zurückzugewinnen bzw. auszubauen (vgl. 2/384, M; 2/022, M). Dies führte bei ihr zu einer veränderten Sichtweise: „ich mir denke pwau (seufzt), ja da ist er, einfach auch noch viel Potential drinnen“ (2/022, M). Zum einen lässt sich hier ein Wechselspiel erkennen, denn die sukzessive Selbstständigkeit des Sohnes bedingt wiederum eine Entlastung der Mutter (vgl. ebd.) bzw. der Eltern. Zum anderen wird in der Bezeichnung „Potential“ auch deutlich, dass es sich um einen Prozess handelt, welcher sich noch in Entwicklung befindet, sprich ausbaufähig ist.

Eine weitere Entwicklung, die Herr und Frau Gruber bei ihrem Sohn beobachteten, war, dass er in gewissen Situationen vermehrt äußert, was er (nicht) möchte. Beim ersten Interview schilderten sie die Herausforderung, dass die Wünsche ihres Sohnes schwer herauszufiltern sind und er sich leicht mit den jeweiligen Umständen zufriedengibt (vgl. 1/018, M). Beim zweiten Interview sprach das Ehepaar Gruber von einer diesbezüglichen Veränderung: „was

sich vielleicht schon wieder ein Stück mehr verändert hat, war dieser starke Wunsch von ihm eigentlich nach Autonomie“ (2/022, M). Dabei handelte es sich um etwas ganz Neues, dass ihr Sohn „bestimmte Dinge verweigert“ (2/027, M). Rückblickend gesehen meinte Herr Gruber: „naja früher hat er das überhaupt nicht ausdrücken können, das ist halt hängen geblieben und jetzt kommt es halt so plötzlich“ (2/026, V). Die eben beschriebene Veränderung wurde in erster Linie als Fortschritt gesehen. Gleichzeitig erwähnten die Eltern jedoch, dass dieses Verhalten des Sohnes auch manches erschweren kann (vgl. 2/029, M): „er sträubt sich auch gegen das Therapieren, [...] was nicht gut ist im Moment“ (2/007, V). Der Grund für diese Veränderung liegt für Frau Gruber im Unterstützertreff, welches zwischen den beiden Erhebungsphasen für ihren Sohn stattgefunden hat (vgl. 2/041, M). Sie begründete diese Annahme wie folgt: „das macht ja schon was mit jemand, wenn es da so lange um die Frage geht und was willst du und wie möchtest du und passt das für dich, ja da muss man damit rechnen, dass das Gegenüber dann einmal sagt so, also so und so nicht irgendwie, [...] wirklich etwas Neues ist, dieses ganz dezidierte Sagen, nein will ich nicht jetzt“ (ebd.). Die Eltern sprachen auch von einer „Widerborstigkeit“ (vgl. 2/024, V) des Sohnes, welche laut Herrn Gruber heftiger geworden ist. Es ist anzunehmen, dass diese zunehmende „Widerborstigkeit“ des Sohnes mit dessen dezidierten Äußern von Wünschen in Zusammenhang steht.

4.2.1.2 Eltern-Kind-Beziehung

Herr und Frau Gruber beschreiben die Beziehung zu ihrem Kind als „lustig[es] Miteinander“ (2/015, V; vgl. 2/077, M). Frau Gruber empfindet die Beziehung zu ihrem Sohn als sehr eng und glaubt, ihn gut zu kennen. Zudem äußerte sie, dass sie glaubt, ihm in unsicheren Momenten Sicherheit zu vermitteln. (vgl. 2/077, M) Demnach hat die schwierige Zeit der Rehabilitation die Beziehung zwischen Mutter und Sohn intensiviert (vgl. 2/027, M). Herr Gruber empfand die Zeit der Operationen und Rehabilitation in den vergangenen Monaten als belastend. In dieser Phase betrachtete er sich als „ausübendes Organ“. (2/015, V) Anzunehmen ist, dass er sich hierbei als Unterstützungsperson seines Sohnes sah, möglicherweise u. a. für die Ausführung therapeutischer Übungen.

Wie bereits in Kapitel 4.2.1.1 erwähnt, hatten Frau und Herr Gruber den Wunsch geäußert, nicht mehr so auf ihrem Sohn „draufhocken“ (1/059, V) zu wollen und ergänzt, dass sie sich folglich mehr Selbstständigkeit für ihren Sohn wünschen (vgl. 1/089, M). Der damit einhergehende Loslöseprozess erfordert Mut (vgl. 1/095, M). Dahingehend fand bei Frau Gruber eine Veränderung statt: „ich will ja, ich will ihn ja auch loslassen, ja es ist halt gerade

so jetzt, so immer an dieser Kippe“ (2/041, M). Nun stellt sich die Frage, was zu dieser Entwicklung geführt haben könnte. Ein möglicher Grund kann sein, dass Themen im Unterstützerkreis ihres Sohnes besprochen wurden, welche sich dem Bereich Selbstständigkeit zuordnen lassen – wie beispielsweise der Umgang mit Geld (vgl. 2/090, M). Zudem wurde dargelegt, „was jeder vom SOHN¹⁴ hält und seine Vorzüge und was er gut kann und so weiter“ (1/181, V). Dadurch wurden dem Elternpaar womöglich seine Stärken und Fähigkeiten in Erinnerung gerufen bzw. manche dieser erstmalig für sie sichtbar. Ferner verdeutlichte die Entwicklung, welche ihr Sohn bereits in Richtung Selbstständigkeit vollzog, wieviel Potential in ihrem Sohn steckt (vgl. 2/022, M). All dies kann darauf hindeuten, dass sich der Loslöseprozess von Frau Gruber „an der Kippe“ befindet (vgl. 2/041, M). Hingegen könnten die von ihr immer wieder erwähnten Ängste für ein (vermehrtes) Loslösen (noch) hinderlich sein. Beispielsweise sorgt sie sich, wenn ihr Sohn alleine unterwegs ist, und es fällt ihr schwer darauf zu vertrauen, dass er es schafft bzw. schaffen kann (vgl. 2/032, M). Die Zeit der Operationen und der Rehabilitation ihres Sohnes, in der er vermehrt auf sie angewiesen war, kann ein weiterer Grund dafür sein.

Auch im Kontext des Unterstützerkreises wurde deutlich, dass der Sohn selbstständiger wird und Frau und Herr Gruber dies als Eltern zunehmend zulassen können. Frau Gruber schilderte, dass ihr Kind, trotz ihres Abratens, eine bestimmte Person einladen wollte (vgl. 2/164, M; 2/167, M). Die dem Sohn überlassene Entscheidungsfreiheit zeigt, dass Frau und Herr Gruber ihm ein Stück weit Respekt und Vertrauen entgegenbringen (vgl. 2/174, M). Herr Gruber erzählte von seiner Rolle im Unterstützerkreis: „diese Gruppengeschichten, da bin ich immer eher, halte ich mich sowieso immer dezent im [...] Hintergrund, [...] noch schwerer an dem Abend“ (2/ 182, V). Rückblickend vermutete Herr Gruber folgenden Grund für seine ‚Passivität‘ beim Unterstützerkreis (vgl. 2/176, V): „man hat gemerkt, dass da ist er [der Sohn; Anm. S.K.] jetzt mit dabei und braucht mich nicht ja oder sie [die Mutter; Anm. S.K.], so vielleicht habe ich mich deswegen ein bisschen zurückgezogen“ (2/220, V). Das Gefühl ‚nicht gebraucht zu werden‘, scheint für Herrn Gruber eine neue Erfahrung gewesen zu sein, welche mit Unbehagen und Unsicherheit einherging. Aufgrund dieser Schilderungen stellt sich die Frage, ob er sich im Zuge des Unterstützerkreises zurückgewiesen fühlte.

4.2.1.3 Aktuelle Situation der Familie

Wie bereits in den einleitenden Worten erwähnt, besucht das Kind von Frau und Herrn Gruber aktuell eine Werkstatt. Das Ehepaar Gruber tut sich damit schwer, dass ihr Sohn diese

¹⁴ Bei Wörtern in Großbuchstaben, handelt es sich um eine Anonymisierung.

gerne aufsucht (vgl. 2/042, M). Das begründete Frau Gruber u. a. mit folgender Aussage: „das geht mir total gegen den Strich, wenn ich mir vorstelle, der kann sein Potential nicht entwickeln“ (2/047, M). Dem fügte Herr Gruber hinzu: „jedes Mal, wenn ich ihn da abhole, denke ich mir, was macht er da eigentlich“ (2/054, V). Auf die Frage hin, wie es ihnen dabei ginge, wenn ihr Sohn für immer in der Werkstatt bleiben und nicht am allgemeinen Arbeitsmarkt tätig werden wollen würde, waren sie sich einig, dass das schwierig wäre (vgl. 2/044, M; 2/050, V). Frau Gruber stellte dazu folgende Überlegung an: „aber vielleicht, das müssen wir dann auch respektieren“ (2/052, M). Ebenso wie im Zuge der Planung für den Unterstützerkreis ihres Sohnes, wird auch hier erneut deutlich, dass sie ihrem Sohn eigene Entscheidungen überlassen möchten. Wenn es sich wie in diesem Fall um ‚große‘ Lebensentscheidungen handelt, fällt es ihnen jedoch vermutlich schwerer, nicht in seine selbstbestimmten Entscheidungen einzugreifen.

In den vergangenen Monaten war ein Besuch der Werkstatt aufgrund von Operationen und Rehabilitation nur selten möglich. In dieser Zeit wollte der Sohn die Tagesstruktur aufsuchen, woraufhin Frau und Herr Gruber seinem Anliegen nachgingen und einmal in der Woche mit ihm dort auf Besuch waren. Ab Mitte August konnte er die Werkstatt wieder regelmäßig besuchen. (vgl. 2/005, M) Die aktuelle Situation sieht so aus, dass „er einmal einen Tag in der Woche jetzt nicht hinget und einen Tag halt bisschen früher schon zur MITARBEITERIN fährt, also dass da ein bisschen Bewegung auch reinkommt, dass er nicht jeden Tag dort [in die Werkstatt; Anm. S.K.] hinfährt“ (2/041, M). Hervorzuheben ist, dass durch die Projektteilnahme Bewegung in den Alltag ihres Sohnes kommt und somit seine ‚monotone Tagesstruktur‘ durchbrochen wird. Es macht den Eindruck, als würden sich Frau und Herr Gruber dadurch erhoffen, dass ihrem Sohn Möglichkeiten abseits einer Werkstatt aufgezeigt werden. Zudem ist durch das Projekt das Thema Arbeit präsenter: „wenn über das Projekt gesprochen wird, ist es näher ja, also dann sagt man schon immer längerfristig denkt man natürlich an eine Arbeit oder Arbeit, Beschäftigung“ (2/311, M). Daraus lässt sich der Wunsch von Frau Gruber schließen, dass sich ihr Sohn von dem Gedanken der Werkstatt als einziges (berufliches) Zukunftsziel löst und sich für weitere Möglichkeiten öffnet. Hierbei ist eine gewisse Ambivalenz zu erkennen. Auf der einen Seite sehen die Eltern es als den richtigen Weg für ihren Sohn an, nicht länger in einer Werkstatt tätig zu sein. Auf der anderen Seite wissen sie, wie gerne er die Tagesstruktur besucht und möchten ihm dabei nicht im Weg stehen, sondern haben ihren Sohn diesbezüglich sogar unterstützt, indem sie ihn dorthin begleitet haben (vgl. 2/005, M).

Nach den bereits erwähnten Operationen sowie der Rehabilitation, versucht Familie Gruber nun in ihrem ‚veränderten‘ Alltag anzukommen. Dieser hat sich sowohl durch „die neuen Bedingungen, die diese Beine mit sich bringen“ (ebd.), als auch durch das Projekt „P.I.L.O.T.“ verändert (vgl. ebd.). Laut Herrn Gruber befinden *sie* sich noch in der Aufbauphase (vgl. 2/002, V). An dieser Stelle wird deutlich, dass er im Genesungsprozess seines Sohnes involviert ist. Zudem sprach er davon, dass *sie* „da durchgegangen [sind], [...] durch diese schweren Operationen“ (2/207, V). Laut Herrn Gruber sträubt sich ihr Sohn immer wieder gegen die Übungen, die *sie* machen sollten (vgl. ebd.). Herr Gruber meinte, man müsse „ihn dann ein bisschen reinlegen, um das zu erreichen, was man machen sollte“ (2/009, V). Es macht den Anschein, als sieht er die Verantwortung bei sich, für die regelmäßige Ausführung der Übungen Sorge zu tragen. Es bleibt die Frage offen, ob dadurch dem Sohn seine Selbstverantwortung ein Stück weit abgenommen wird. Aufgrund der Operationen und der Rehabilitation, fehlt laut Frau Gruber dieses halbe Jahr im Projekt (vgl. 2/355, M). Danach fanden wieder kontinuierliche Treffen zwischen ihrem Sohn und seiner Betreuerin statt (vgl. 2/285, M): „jetzt habe ich so richtig das Gefühl, das ist im Alltag angekommen und in seinem Plan, in seinem Kalender“ (ebd.). Laut Frau Gruber stehen *sie* am Anfang des Projekts (vgl. 2/355, M), was darauf hinweist, dass sie sich als Teil des Projekts sieht. Ihre Involvierung lässt sich auch im Zuge des Mitarbeiterwechsels feststellen, da sie der letzten Bewerbungsrunde beiwohnte (vgl. 2/307, M). Gleichzeitig setzte sich Frau Gruber mit der Bedeutung der Kündigung einer dieser Mitarbeiterinnen für das Projekt auseinander: „das fand ich sehr eigentlich erschwerend ja für das ganze Projekt“ (ebd.).

Im Rahmen von „P.I.L.O.T.“ fand Ende des Jahres ein Unterstützerkreis für ihren Sohn statt. Herr Gruber hatte diesbezüglich andere Erwartungen: „schon eher gedacht, dass es konkret um Arbeitsplatz gehen wird und das Suchen um [eine] mögliche Stellung oder irgendwie Firmen, die da offen und aufgeschlossen sind“ (2/378, V). Im Aktionsplan¹⁵ wurden unterschiedliche Ziele festgehalten. Beispielsweise äußerte der Sohn den Wunsch, besser mit Geld umgehen zu lernen. (vgl. 2/209, M) Das Ehepaar Gruber erhielt die Aufgabe, ihrem Sohn Geld zur selbstständigen Verwaltung zur Verfügung zu stellen (vgl. 2/238, M). Des Weiteren fand laut Frau Gruber zwischen ihrem Sohn und einer am Unterstützerkreis teilnehmenden Person bereits ein Telefonat statt (vgl. 2/229, M; 2/231, M). Dennoch ist Herr Gruber bezüglich der Umsetzung des Aktionsplans skeptisch (vgl. 2/184, V). Grund für diese

¹⁵ Im Zuge des Unterstützerkreises werden mit dem Erstellen eines Aktionsplans konkrete Schritte festgelegt, damit die bereits vereinbarten Ziele verfolgt werden können. Dazu übernehmen die UnterstützerInnen Aufgaben, welche im Aktionsplan festgehalten werden (vgl. Doose 2011, 45).

Skepsis könnten Erfahrungen sein, die aus dem vor dem Projekt stattfindenden Unterstützerkreis seines Sohnes stammen (vgl. 1/195, V; 1/202, V; 1/208, V).

4.2.1.4 Vorstellungen/Antizipationen Zukunft

Herr Gruber sieht sich selbst als jemanden, der schwer loslassen kann (vgl. 1/165, V). Er versucht zu verhindern, dass seinem Sohn etwas zustößt (vgl. 1/088, V). Seine Besorgnis begründete er wie folgt: „man hat ja viel erlebt“ (ebd.). Dennoch äußerte er den Wunsch, dass er „[...] nicht dauernd auf ihm [dem Sohn; Anm. S.K.] draufhocken“ (1/059, V) möchte. Bezogen auf die Zukunft ihres Sohnes meinte Frau Gruber: „die Idee ist schon, ihn da halt raus zu lassen in die Welt ja, ist halt immer wieder schwer“ (1/053, M). Deutlich wird, dass sowohl Herr Gruber als auch seine Frau ihren Sohn loslassen möchten. Sorgen und Ängste, welche immer wieder zum Vorschein kommen, wirken dem jedoch entgegen. Seit Frau Gruber den Ansatz der Persönlichen Zukunftsplanung kennt, ist sie dennoch die Zukunft ihres Sohnes betreffend „guten Mutes“ (1/148, M) und zuversichtlicher (vgl. 1/153, M). Sie ist vom Konzept der Persönlichen Zukunftsplanung überzeugt, da diese ihr Leben verändert hat (vgl. 2/393, M): „also für mich, [...] da ist wie ein Schalter umgelegt worden in mir drinnen“ (1/150, M). Was ihr an der Persönlichen Zukunftsplanung gefällt, ist die Art und Weise an Dinge heranzugehen und der Blick, welcher auf die Menschen gerichtet wird (vgl. ebd., 1/153, M). Ebenfalls verbindet sie mit der Persönlichen Zukunftsplanung neue Möglichkeiten (vgl. 2/393, M). Es besteht der Wunsch nach Chancen für ihren Sohn, sein Potential zu entwickeln. Die dafür notwendigen ‚Räume‘ scheint er in der Werkstatt nicht vorzufinden (vgl. 2/047, M). Frau Gruber stellte folgende Überlegung zur Zukunft ihres Sohnes an: „wie verbringe ich meine Zeit als Mensch mit Behinderung [...] möglichst große Vielfalt soll ja da entstehen und [...] keine Monotonie wünsche ich mir halt, genau und dass das dann auch eine Arbeitsstelle sein kann“ (2/311, M). Auch hier wird erneut deutlich, dass sie sich künftig eine andere Tätigkeit für ihr Kind wünscht.

In Bezug auf die Bedingungen, welche am Arbeitsplatz ihres Sohnes vorzufinden sein sollten, hat das Ehepaar Gruber konkretere Vorstellungen (vgl. 1/169, M; 1/170, V; 1/171, M; 1/179, M). Bezogen auf mögliche Arbeitsfelder, werden Hoffnungen und Erwartungen in die Arbeit der Mitarbeiterin gesetzt: „bin ich ja ein bisschen überfragt, weil da denke ich mir auch mal schauen, was die, was er da mit der MITARBEITERIN noch alles entdeckt und selbst für Erfahrungen macht“ (1/179, M). Demnach verlässt sich Frau Gruber auf die Arbeit der Mitarbeiterin und erhofft sich neue Optionen für den künftigen Werdegang ihres Sohnes. Es wird noch Zeit sowie weitere Unterstützerkreise brauchen, glaubt Frau Gruber, bevor er seine

Vorstellungen zu seiner beruflichen Zukunft konkretisieren kann. Sie ist von der Methode des Unterstützerkreises überzeugt und verspricht sich durch das Zusammenkommen von unterschiedlichen Leuten ein produktives Miteinander, wo viel entstehen kann. (vgl. 2/393, M) Ebenso möchte sich Frau Gruber selbst für die Zukunft ihres Kindes einsetzen, sich einbringen und etwas bewirken (vgl. 1/153, M): „ich gebe nicht w.o. und ergebe mich sozusagen diesen furchtbaren Szenarien mit, der muss jetzt (lacht) da immer bei uns leben und (lacht) was weiß ich“ (ebd.). Sie will selbst Schritte setzen, um ihren Sohn zu unterstützen seine Zukunft zu gestalten und ihm ein selbstständiges Leben zu ermöglichen. Deutlich wird, dass sich das Ehepaar Gruber durchaus eine eigenständige Zukunft für ihren Sohn wünscht. Besonders Frau Gruber gibt der Ansatz der Persönlichen Zukunftsplanung mit der Methode des Unterstützerkreises Halt.

4.2.1.5 Sorgen/Ängste - Hoffnungen

Bei der Vorstellung ihres gemeinsamen Kindes erzählte das Ehepaar Gruber, dass Emotionen wie Angst und Unsicherheit im Leben ihres Sohnes eine große Rolle spielen (vgl. 1/016, M). Auch eigene Sorgen und Ängsten sprachen die Eltern immer wieder an. Beispielsweise äußerte Herr Gruber, dass er „nicht so leicht weglassen“¹⁶ (1/165, V) kann. Durch das Selbstständigwerden des eigenen Kindes wird er jedoch immer wieder mit Situationen konfrontiert, die ein Stück weit mehr Loslassen seinerseits erfordern. Was das selbstständige Fahren seines Sohnes in die Werkstatt anbelangt, benötigte er die Unterstützung seiner Frau: „hätte das nicht alleine zusammengebracht, [...] wollte ich eigentlich da irgendwo rein [U-Bahn; Anm. S.K.] noch und dass ich mitfahre und schaue, ob er da wirklich alleine rauskommt und wenn sie [die Mutter; Anm. S.K.] nicht dabei gewesen wäre, hätte ich das sicher gemacht“ (2/081, V).

Frau Gruber sprach in Bezug auf die Selbstständigkeit dem Thema Vertrauen eine hohe Bedeutung zu: „also für mich ist da noch einmal Vertrauen ganz wichtig also, dass ich auch noch einmal mehr Vertrauen aufbauen kann“ (1/079, M). Zum einen schilderte sie, dass sie Vertrauen in die Betreuerin ihres Sohnes beim Projekt „P.I.L.O.T.“ hat (vgl. 1/187, M). Zum anderen ist sie seit sie das Konzept der Persönlichen Zukunftsplanung¹⁷ kennt der Meinung, im Hinblick auf die private und berufliche Zukunft ihres Sohnes „guten Mutes“ (1/149, M) zu sein. Die Aussage von Herrn Gruber „nein ohne Sorgen wird es nie gehen“ (1/092, V) lässt vermuten, dass immer wieder Ängste mitschwingen (werden). Es ist anzunehmen, dass es des

¹⁶ Vermutlich hat Herr Gruber damit das Wort ‚loslassen‘ gemeint.

¹⁷ Frau Gruber hat den Moderatorenlehrgang der Persönlichen Zukunftsplanung absolviert (vgl. 1/153, M; 1/223, M).

Wissens um Unterstützungsmechanismen und deren Umsetzung bedarf, um eigene Sorgen sowie Ängste überwinden bzw. kompensieren zu können und dadurch Hoffnung zu gewinnen. Das Bewusstsein um diese Unterstützungsmöglichkeiten kann Sicherheit vermitteln und demnach den eigenen Loslöseprozess fördern.

4.2.1.6 Zwischenfazit

Bei Familie Gruber sind ‚Selbstständigkeit‘ und ‚Loslassen‘ zentrale Themen. Einerseits haben Frau und Herr Gruber den Wunsch, ihr Kind loslassen zu können und auf seinem Weg zu (mehr) Selbstständigkeit zu unterstützen. Andererseits erschwert ihnen die Tatsache, dass sie immer wieder Sorgen sowie Ängste verspüren und ihr Kind schützen wollen, ihren Loslöseprozess. Folgende Aussage von Frau Gruber verdeutlicht die eben beschriebene Ambivalenz: „ich glaube, ich bin da eh mutig und [...] traue ihm viel zu, aber habe natürlich Angst“ (2/022, M). Ihren Worten kann entnommen werden, dass es Mut erfordert Schritte zu setzen, um den Loslöseprozess anzustoßen bzw. voranzutreiben. Ebenso sind Vertrauen sowie das Wissen um und der Erhalt von Unterstützung wichtig. Damit eine diesbezügliche Entwicklung stattfinden kann, braucht es nicht nur Vertrauen in andere Personen. Im Falle von Frau Gruber gibt ihr besonders der Ansatz der Persönlichen Zukunftsplanung (vgl. 1/148, M; 1/153, M) mit dem Instrument des Unterstützernetzes Halt (vgl. 2/393, M). Für Herrn Gruber war der Beistand seiner Frau wichtig, damit er die Selbstständigkeit seines Sohnes sukzessive zulassen konnte (vgl. 2/081, V). Trotz der von den Eltern genannten Herausforderungen und Sorgen, die u. a. das Loslassen ihres Sohnes betreffen, überwiegen die positiven Entwicklungen, welche sie in den vergangenen Monaten erfahren haben. Die zurückgewonnene bzw. erweiterte Selbstständigkeit des Sohnes, ließ Frau Gruber sein Potential (erneut) erkennen (vgl. 2/022, M), was zu einem vermehrten Vertrauen ihrerseits in die Fähigkeiten ihres Kindes führte. Ferner wirkte sich die ausgebaute Selbstständigkeit des Sohnes entlastend auf die Eltern aus. Der stattgefundene Zukunftsplanungskreis führte laut Frau Gruber dazu, dass ihr Sohn nun dezidierter seine Meinung äußert, was die Eltern als großen Fortschritt ansehen (vgl. 2/041, M; 2/027, M). Darüber hinaus folgt nun eine Umsetzung der beim Zukunftsplanungskreis formulierten Ziele. Die folgende Äußerung von Frau Gruber verdeutlicht einerseits den Fortschritt im Loslöseprozess und andererseits, dass dieser noch nicht abgeschlossen ist: „ja ich will ja, ich will ihn ja auch loslassen, ja es ist halt gerade so, jetzt so immer an dieser Kippe“ (2/041, M). Die vordergründig positiven Entwicklungen von der ersten zur zweiten Erhebungsphase führen zu folgender Gewichtung der Waage:

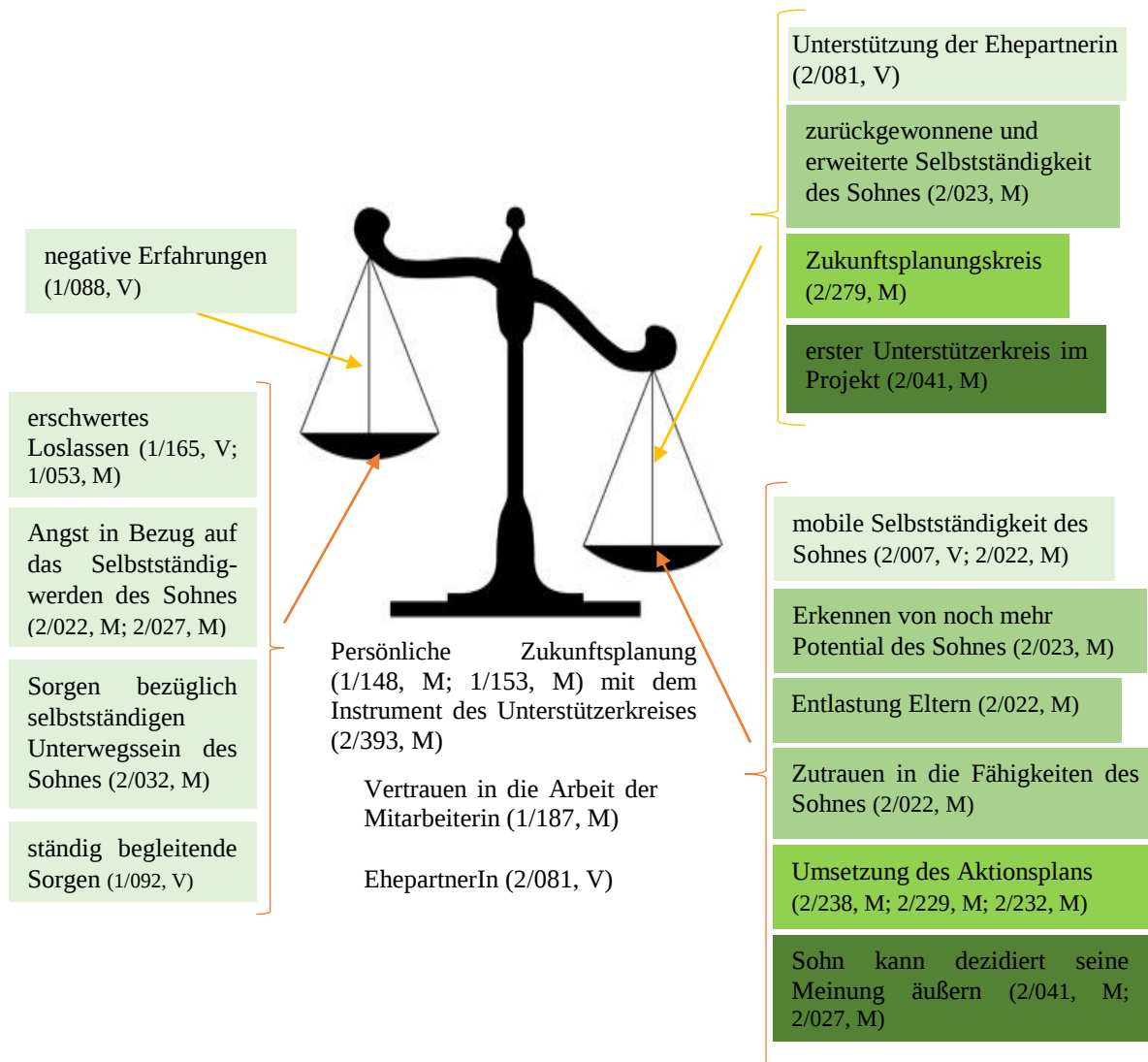


Abb. 8: Waage Familie Gruber

4.2.2 Familie Wagner

Herr und Frau Wagner haben eine sechzehnjährige Tochter. Aufgrund ihrer Trennung wohnt die Tochter abwechselnd bei ihrem Vater bzw. ihrer Mutter. Aktuell besucht Frau und Herrn Wagners Tochter eine Schule, „die jetzt eindeutig in Richtung Berufsorientierung geht“ (2/002, V). Die Familie kennt Integration Wien schon sehr lange (vgl. 1/002, V; 1/003, M): „unsere Tochter ist in einigen Institutionen unterwegs gewesen und Integration Wien begleitet uns eigentlich schon sehr lange“ (1/002, V). Das Wort „begleiten“ verdeutlicht, dass die Eltern und der Verein einen gemeinsamen Weg beschreiten und die Arbeit des Vereins als Stütze empfunden wird. Da dies schon über einen längeren Zeitraum hinweg der Fall ist, kann davon ausgegangen werden, dass sich Familie Wagner im Verein gut aufgehoben fühlt und einen weiteren Institutionswechsel nicht für nötig hält. Auch das Vertrauen, welches sie Integration Wien entgegenbringen, lässt sich daran festmachen. Frau Wagner betrachtet den Verein als Informationsquelle und erwähnte besonders den wertschätzenden Umgang mit den KlientInnen und deren Eltern (vgl. 1/005, M; 1/009, M). Durch eine Kollegin aus der Zeit ihrer Ausbildung im Bereich der Persönlichen Zukunftsplanung¹⁸ erfuhr Frau Wagner schließlich vom Projekt „P.I.L.O.T.“. Sie nahm an den letzten Planungsphasen teil, u. a. am Auswahlverfahren der MitarbeiterInnen. (vgl. 1/003, M) Auch Herr Wagner sprach von positiven Erfahrungen, welche er bereits mit dem Verein gemacht hatte (vgl. 1/011, V).

4.2.2.1 Blick auf das Kind

Die Eltern beschrieben ihre Tochter als eine „unwahrscheinlich freundliche, höfliche und auch sehr aufgeschlossene“ (1/017, M) Person, als richtigen „Sonnenschein“ (1/033, V). Frau Wagner führte in Vorbereitung auf das Projekt „P.I.L.O.T.“ und die damit verbundene „Sozialraumorientierung“¹⁹ sowie Arbeitsplatzsuche Gespräche mit ihrer Tochter. Dabei bemerkte sie, dass ihre Tochter in ihrer Denkweise, das Thema Arbeit betreffend, noch sehr verschlossen war. Dies kann auf ihr Alter zurückzuführen sein. (vgl. 1/017, M) Ebenfalls kann auch ihre nicht vorhandene berufliche Erfahrung als Ursache gedeutet werden. Diese ist wiederum naheliegend, da sie noch zur Schule geht (vgl. 1/019, M). Mittlerweile fand diesbezüglich eine Veränderung statt: „die TOCHTER beschäftigt sich jetzt mehr mit dem Thema, was mache ich danach“ (2/004, M). Grund dafür kann zum einen ihr Schulwechsel

¹⁸ Frau Wagner ist als Moderatorin im Kontext der Persönlichen Zukunftsplanung tätig. Daraus lässt sich schließen, dass mit der genannten Ausbildung der Moderatorenlehrgang der Persönlichen Zukunftsplanung gemeint ist. (vgl. 1/139, M)

¹⁹ Die Sozialraumorientierung ist ein Fachkonzept der Sozialen Arbeit und umfasst u. a. „die Betonung des Willens der Person [und] die Erschließung informeller und formeller sozialräumlicher Ressourcen“ (Krammer 2014, 187).

sein. Da ihr nun viel bewusster ist, „dass es jetzt in Richtung Abschluss der Schule geht“ (2/002, V), setzt sie sich vermutlich mehr mit den darauffolgenden Schritten auseinander. Anzunehmen ist, dass auch der schulische Schwerpunkt der Berufsorientierung eine diesbezügliche Auswirkung hat. Zum anderen ist das Projekt „P.I.L.O.T.“ mit seiner beruflichen Ausrichtung eine mögliche Erklärung dafür. Ebenso haben die Praktika im vergangenen halben Jahr, „einen ganz anderen Charakter für die TOCHTER bekommen, weil das ganze Thema Arbeit viel stärker präsent ist“ (ebd.). Seit dem ersten Interview hatte die Tochter von Frau und Herrn Wagner zwei Praktika (vgl. 2/004, M). Dadurch ging die von Frau Wagner geäußerte Erwartung an das Projekt, dass ihre Tochter mehr Praktika machen kann, in Erfüllung (vgl. 1/087, M). Auch bezogen auf das Praktikum der Tochter in einem Blumenladen führte Frau Wagner vorbereitende Gespräche mit ihr, um u. a. ihre Angst vor Ablehnung zu thematisieren. Hier wird der positive Einfluss der Mutter deutlich, da ihre Tochter auf das Gespräch hin beruhigt war (vgl. 2/006, M). Insgesamt war sie bereits beim zweiten Praktikum im Catering, welches von der Schule organisiert wurde, weniger nervös. Als Ursache dafür nannte Frau Wagner, dass die Tochter „auch irgendwie gewusst [hat], was Arbeit ist“ (ebd.). Die nun stattgefundenen beruflichen Erfahrungen führten nicht nur zu einer entspannteren Haltung, was das zweite Praktikum betrifft. Ebenso scheint sich bei der Tochter eine klarere Vorstellung von Arbeit entwickelt zu haben.

Zum Zeitpunkt des ersten Interviews äußerten die Eltern ihr Anliegen, dass die Tochter selbstständiger wird und Initiative zeigt (vgl. 1/035, M; 1/041, V). Eine dementsprechende Entwicklung wurde daran sichtbar, dass ihre Tochter trotz eines durchwachsenen Feedbacks den Wunsch äußerte, das Catering-Praktikum ein weiteres Mal zu absolvieren (vgl. 2/006, M): „diese Eigeninitiative, die sie da gezeigt hat, ja die hat mir so gut gefallen“ (2/008, M). Herr Wagner brachte „P.I.L.O.T.“ die Erwartung entgegen, dass ihre Tochter im Zuge des Projekts „wichtige Schritte in Richtung Selbstständigkeit“ (1/133, V) geht. Dies ist für ihn nun eingetreten, da sie seines Erachtens nach durch die Unterstützung der ihr zugeteilten Mitarbeiterin selbstständiger wird (vgl. 2/028, V): „ich glaube schon, dass ein großer Teil bei dem selbstständigen Arbeiten oder selbstständig irgendwas zu machen oder der eigene Wille das selbstständig zu machen ja dem Projekt zuzuordnen ist“ (2/006, V). Ferner wird die Tochter im Zuge des Projekts in ihrem Problemlöseverständnis gefördert, indem die „MITARBEITERIN sie anhält, da die Dinge selbst zu lösen“ (2/022, M). Frau Wagner beschrieb die von ihr beobachtete Entwicklung der Selbstständigkeit ihrer Tochter wie folgt: „geschäftig, ja also so umtriebig in den Dingen organisieren, die sie gerne organisieren möchte, da ist sie gut und ich würde sagen, das wird stärker ja und das ist schön zu

beobachten, ja also da weiß ich jetzt nicht, ist das vom Projekt und ist es die Arbeit mit der MITARBEITERIN“ (ebd.). Auch hier wird wiederum der positive Einfluss der Mitarbeiterin erwähnt. Unklar bleibt jedoch, wie die Mitarbeiterin die Tochter in ihrer Selbstständigkeit fördert bzw. wie sich das zu Hause bereits ausgewirkt hat.

4.2.2.2 Eltern-Kind-Beziehung

In Hinblick auf die Eltern-Kind-Beziehung äußerte Frau Wagner den Wunsch, ihre Tochter mehr loslassen zu können, „was natürlich sehr stark in meinem Aufgabenbereich liegt“ (1/037, M). Dafür braucht sie Vertrauen sowie Sicherheit (vgl. ebd.), welche vermutlich in Folge von positiven Erfahrungen zunehmen könnten. Hier wird eine diesbezügliche Ambivalenz sichtbar. Zum einen merkt Frau Wagner immer wieder an, dass sie bereits Vertrauen und Sicherheit haben könnte (vgl. ebd.). Zum anderen scheint sie diese noch nicht zulassen zu können bzw. reichen die Gefühle noch nicht aus, um einen Loslöseprozess anzustoßen. Es stellt sich die Frage, was passieren muss, damit in dieser Hinsicht eine Entwicklung eintreten kann. Zu vermuten ist, dass weitere positive Erfahrungen, beispielsweise die Selbstständigkeit ihrer Tochter betreffend, sich auf diesen Prozess förderlich auswirken würden. Negative Erfahrungen sind demnach hinderlich. Ein Beispiel für eine derartige negative Erfahrung kann sein, dass sich ihre Tochter verläuft: „das verunsichert mich dann natürlich, [...] erschwert mir aber wiederum ein bisschen das Loslassen“ (2/026, M). Eine weitere Ursache, schwer loslassen zu können, vermutet Frau Wagner darin, dass ihre Tochter durch ihre freundliche Art „auch irgendwie ein gefährdet ist, [...] [dass] sie halt ausgenutzt wird“ (1/080, M). Diesbezüglich findet eine Unterstützung von Seiten der Mitarbeiterin statt, da diese Frau Wagners Tochter „immer wieder bestärkt, ihre Entscheidungen zu halten“ (2/008, V). Indirekt kann sich das Projekt positiv auf den Loslöseprozess der Mutter auswirken. Mit der Förderung der Selbstständigkeit ihrer Tochter können positive Erfahrungen einhergehen, welche Frau Wagner wiederum in ihren Gefühlen von Vertrauen und Sicherheit bestärken. Dadurch kann sie vermehrt Schritte in ihrem Loslöseprozess setzen. Das Loslassen der Tochter bedingt wiederum, dass diese in ihrer Selbstständigkeit gefördert werden kann. Obwohl Frau Wagner noch Gefühle der Unsicherheit verspürt, erzählte sie beim zweiten Interview diesbezüglich von einer Veränderung: „ja ich traue der TOCHTER immer mehr zu, eigenständige Wege zu gehen“ (2/026, M).

Auch Herr Wagner setzt sich mit dem Ablöseprozess auseinander (vgl. 1/033, V). Als wichtigsten Schritt im Loslöseprozess nannte er den stärkeren Kontakt seiner Tochter mit

Gleichaltrigen, wo er bereits „erste kleine, ganz kleine Fortschritte“ (2/066, V) sieht. Grundsätzlich erkennt Herr Wagner eine kontinuierliche, nicht abrupte Veränderung der Beziehung zu seiner Tochter, was er an ihrem Schulwechsel sowie ihrem Alter festmacht (vgl. 2/004, V). Als größten Wunsch in Bezug auf die Eltern-Kind-Beziehung artikuliert Herr Wagner, dass seine Tochter „selbstsicherer wird in dem was sie von mir will“ (1/041, V). Diesbezüglich sprach er auch von seinem Anliegen, dass die Tochter ihre Selbstständigkeit weiter ausbaut (vgl. ebd.). Beim zweiten Interview berichtete Herr Wagner von Fortschritten, welche seine Tochter in Bezug auf ihr Selbstständigwerden gemacht hatte (vgl. 2/006, V).

4.2.2.3 Aktuelle Situation der Familie

Im Zusammenhang mit der aktuellen Situation ihrer Familie sprach Frau Wagner von einer für die Tochter intensiven Zeit, da diese zweimal pro Woche die für sie zuständige Mitarbeiterin vom Projekt trifft (vgl. 2/004, M). Neben dem bereits erwähnten Schulwechsel der Tochter (vgl. 2/002, V) fand im Zuge des Projekts eine Veränderung statt, indem „es sich Gott sei Dank weiterentwickelt“ (2/094, M). Vermutlich übertraf diese positive Entwicklung Frau Wagners Erwartungen. Die Entwicklung wird für sie beispielsweise anhand der Lernmappe ihrer Tochter sichtbar, welche diese gemeinsam mit der Mitarbeiterin gestaltet (vgl. ebd.). Bezogen auf das Projekt „P.I.L.O.T.“ sieht Frau Wagner ihre Rolle nicht nur als Unterstützerin, sondern auch als Beobachterin (vgl. 1/123, M). Durch die Interaktionsbeobachtungen ihrer Tochter und der für sie zuständigen Mitarbeiterin meinte die Mutter etwas zu lernen (vgl. 2/042, M). Ein Lernprozess wird dann eingeleitet, wenn etwas Neues gesehen bzw. erkannt wird. In diesem Fall kann das zum einen mit dem Verhalten der Tochter in einem anderen Lebensumfeld zusammenhängen, da sie womöglich in der Gegenwart der Mitarbeiterin ein anderes Auftreten hat. Zum anderen kann damit der Umgang der Mitarbeiterin mit der Tochter gemeint sein. Wie die Mitarbeiterin beispielsweise die Selbstständigkeit der Tochter fördert, kann wiederum als Anregung für die Mutter und ihre eigene diesbezügliche Umsetzung hilfreich sein. Darin lässt sich eine gewisse Wechselwirkung erkennen. Der Umgang der Mitarbeiterin mit Frau Wagners Tochter, wirkt sich auf das Verhalten der Tochter aus. Ein mögliches verändertes Verhalten der Tochter kann auf die Interaktion zwischen Mutter und Tochter einwirken. Durch das Beobachten der Interaktion zwischen ihrer Tochter und der Mitarbeiterin kann sich aber auch das Verhalten von Frau Wagner ihrer Tochter gegenüber verändern.

Herr Wagner hatte von Beginn an die Erwartung, dass es im Projekt „unheimlich viel Kommunikation“ (1/114, V) geben wird. Zum Zeitpunkt des ersten Interviews war er nur am Rande in das Projekt involviert (vgl. 1/112, V). Da die Treffen mittlerweile auch an jenen Tagen stattfinden, an denen ihre Tochter bei ihm zuhause ist, ist Herr Wagner nun „Gott sei Dank [...] ein bisschen mehr involviert“ (2/050, V). Frau Wagner äußerte ebenfalls ihre Zufriedenheit bezüglich ihrer Involvierung im Projekt und meinte, dass sie auf dem Laufenden gehalten wird (vgl. 2/102, M). Mit folgender Aussage wird deutlich, welches Vertrauen sie dem Projekt entgegenbringt: „manche Dinge weiß ich nicht, aber die brauche ich vielleicht auch nicht zu wissen [...] Vertrauen, dass ich sie nicht wissen brauche“ (ebd.). Gleichzeitig empfindet sie es als angenehm, jederzeit nachfragen zu können (vgl. ebd.). Diese Vorgehensweise scheint auf Frau Wagner entlastend sowie unterstützend zu wirken. Herr Wagner sieht sich in Bezug auf das Projekt ebenso in einer unterstützenden Rolle, wodurch er seiner Tochter und der Mitarbeiterin ein ruhiges Arbeiten ermöglichen möchte (vgl. 1/133, V). Diesbezüglich ist es ihm ein Anliegen, dass die Mitarbeiterin und die Tochter wissen, dass sie „MUTTER und VATER im Rücken“ (ebd.) haben.

Auch in Hinblick auf den Unterstützerkreis der Tochter, welcher im vergangenen halben Jahr stattfand, war es Herrn Wagner wichtig, „dass die TOCHTER [...] sowohl ihre Mutter als auch ihren Vater da im Hintergrund weiß, dass sie das unterstützen im Sinne von, dass sie dafür sind“ (2/ 016, V). Durch das Unterstützertreff der Tochter wurde die Erwartung von Frau Wagner, dass im Zuge des Projekts eine Zukunftsplanung für ihr Kind stattfinden soll, erfüllt (vgl. 1/119, M). Ihre Zufriedenheit über die Umsetzung des Unterstützerkreises wird daran deutlich, dass sie hierzu von einer „richtige(n) Dusche für die Tochter an also an Wertschätzung“ (2/046, M) sowie einem guten „Start der Stärkung“ (ebd.) sprach. Herr Wagner formulierte folgenden Vergleich für den Unterstützerkreis seiner Tochter: „das sind so große Ereignisse wie halt eine Matura oder ein Studienabschluss, [...] wobei das natürlich am Anfang von einem Prozess steht“ (2/014, V). Diese Bedeutungszuschreibung weist darauf hin, was für ein „großartige[s] Event“ (ebd.) der Unterstützerkreis seiner Tochter für ihn war. Herr Wagner sprach der emotionalen Stärkung der Tochter die größte Relevanz zu (vgl. ebd.). Die beim Unterstützerkreis erlebte Unterstützung der Tochter kann sowohl bei Frau als auch Herrn Wagner ein Gefühl von Erleichterung mit sich gebracht haben. Durch das Bewusstwerden des großen Unterstützungsfeldes ihres Kindes wurde Frau und Herrn Wagner vermutlich deutlich, dass sie als Eltern in der Umsetzung ihrer Ziele unterstützt und mitgetragen werden. Somit stellt der Unterstützerkreis der Tochter auch einen indirekten für die Eltern dar. Durch das Thema des Unterstützerkreises „was könnte die TOCHTER mit

diesen Stärken und Talenten einmal an Praktika ausprobieren“ (2/048, M), kamen für Frau Wagner neue Ideen betreffend der Zukunft ihrer Tochter auf (vgl. 2/052, M; 2/060, M). Daraufhin wurde mit der Umsetzung des Aktionsplans begonnen (vgl. 2/062, M).

4.2.2.4 Vorstellungen/Antizipationen Zukunft

Durch das Unterstützertreff der Tochter hat sich für Frau Wagner „ein Bild verfestigt“ (2/108, M), welche beruflichen Tätigkeitsfelder bzw. Praktika für die Tochter passend wären (vgl. ebd.). Auch bei Herrn Wagner führten der Unterstützertreff sowie auch der Projektverlauf, Gespräche mit der Mitarbeiterin und das Beiwohnen eines Treffens von ihrer Tochter und der Mitarbeiterin zu der Festigung eines konkreten Bildes der Zukunft (vgl. 2/062, V): „diese Dinge, von denen ich immer gedacht habe, das kann die TOCHTER wahrscheinlich gut und da könnte es professionell hingehen, [...] das ist ein bisschen größer, konkreter geworden“ (2/026, V). Die oben genannten Gründe führten dazu, dass Herr Wagner „viel zuversichtlicher geworden [ist], dass das wirklich realisierbar ist“ (2/062, V). Anzunehmen ist, dass auch die Praktika, welche ihre Tochter im vergangenen halben Jahr absolvierte, ein Stück weit bei der beruflichen Orientierung halfen.

In Hinblick auf die berufliche Zukunft der Tochter sprach Herr Wagner zudem davon, auch selbst etwas gelernt zu haben: „hat es einige Sachen gegeben wo ich mir denke, das ist in Richtung Berufsorientierung absolut relevant und da sind, da waren ein paar so konkrete Punkte, da haben wir was gelernt, ja da hat die TOCHTER was gelernt“ (2/026, V). Vermutlich haben das Projekt und der damit verbundene Unterstützertreff nicht nur bei seiner Tochter, sondern auch bei ihm selbst einen Lernprozess angestoßen. Bezüglich einer möglichen beruflichen Tätigkeit seiner Tochter am allgemeinen Arbeitsmarkt äußerte Herr Wagner Bedenken: „da bin ich skeptisch ein bisschen ned, ich glaube schon, dass sie einen Arbeitsplatz braucht, wo sie ein Stück weit zumindest geschützt ist“ (2/034, V). Er betonte, damit keine Werkstatt zu meinen (vgl. ebd.). Dennoch wird seine Skepsis über eine Beschäftigung am allgemeinen Arbeitsmarkt durch Folgendes deutlich: „dass sie zum Beispiel in einem Kaffeehaus Kellnerin wird, das kann ich mir nicht vorstellen, ich glaube da ist der Druck, der kommerzielle Druck zu groß“ (ebd.). Um diesem genannten Druck zu entgehen, könnte er sich eine künftige Tätigkeit in einer Non-Profit-Organisation für seine Tochter vorstellen (vgl. 2/036, V). Hinsichtlich der Zukunft ihrer Tochter ist bei Frau Wagner ebenfalls eine Ambivalenz zu erkennen. Vor ihrem beruflichen Hintergrund²⁰ verspürt sie immer wieder Sorgen bezüglich der künftigen Tätigkeit ihrer Tochter am allgemeinen

²⁰ Frau Wagner ist Coachin für Jugendliche, welche u. a. eine Teilqualifizierungslehre absolvieren (vgl. 1/080, M).

Arbeitsmarkt (1/080, M). In diesem Kontext sprach sie, ebenso wie Herr Wagner, den gesellschaftlichen Druck, genauer gesagt die Leistungsgesellschaft an (vgl. 2/070, M). Dennoch glaubt sie, wenn sie den Blick auf ihre Tochter richtet, dass diese „eine Nische finden wird“ (1/080, M), was gleichzeitig ihre Hoffnung ist (vgl. ebd.). Im Vordergrund steht für Frau Wagner, dass ihre Tochter einen Arbeitsplatz findet, „der ihr gut tut und der nicht in einer Werkstätte ist, außer es ist eine Werkstätte wo es ihr gut geht“ (ebd.). Ebenso verspürt Frau Wagner „diesen Drang, [...] dass sie [die Tochter; Anm. S.K.] nicht vom sozialen Netz nur abhängig ist“ (ebd.). Die zuvor genannte Ambivalenz war auch zum Zeitpunkt des zweiten Interviews vorhanden: „soll vielleicht auch bleiben, ja weil es die Aufmerksamkeit schärft“ (2/080, M). Fühlt man sich in so genannten „sicheren Verhältnissen“, ist man unvorsichtiger und weniger kritisch. Dies scheint Frau Wagner verhindern zu wollen. Wenn sie sich ihre Tochter am allgemeinen Arbeitsmarkt vorstellt, verspürt Frau Wagner „Freude, Stolz (lacht)“ (2/014, M): „im tiefen Inneren glaube ich, dass sie das schaffen wird“ (2/070, M). Sowohl die Ideen im Unterstützerkreis als auch das Projekt an sich bestärken ihre positive Einstellung (vgl. ebd.): „das Projekt diesen Traum, den ich habe, stärkt“ (2/080, M).

4.2.2.5 Sorgen/Ängste – Hoffnungen

Sowohl beim ersten als auch beim zweiten Interview sprachen die Eltern ihre Sorge aus, dass die Tochter ihr eigenes Wohlbefinden „sehr stark von Anderen abhängig“ macht (vgl. 1/049, M; 1/080, M; 2/032, M, 2/008, V). Zudem äußerten sie noch weitere Bedenken. Herr Wagner stellte folgende Überlegung an: „wenn sie selbst erwachsen ist und wenn ihre Großeltern und ihre Eltern mal nicht mehr sind, welche Bindungen wird sie dann haben, das bewegt mich und was mich auch bewegt ist, wie sie irgendwann einmal auch als junge Erwachsene zu einem guten Platz zum Wohnen findet für sich ned, wie das gestaltet wird in ihrer Unabhängigkeit“ (1/085, V). Die Formulierung „das bewegt mich“ weist auf die Gewichtung seiner Äußerung hin. Möglicherweise ist mit den von Herrn Wagner getätigten Überlegungen auch der Wunsch verbunden, dass bestimmte Lebensbereiche wie beispielsweise das ‚Wohnen‘ auch im Zuge des Projekts ihre Bearbeitung finden. Der Unterstützerkreis kann dahingehend eine positive Wirkung gehabt haben, dass Herrn Wagner (erneut) das große Unterstützungsfeld seiner Tochter bewusst wurde.

Zum einen teilte Frau Wagner in Bezug auf die berufliche Zukunft ihrer Tochter Herrn Wagners Sorgen. Teilweise hat sie das Praktikum im Blumenladen „niedergehaut ja, da habe ich manchmal natürlich Angst, dass so ein überwiegender Teil von Unternehmen so denkt“ (2/072, M). Ebenso ein informierendes Gespräch mit einem Gasthausbesitzer, bezüglich des

Tätigkeitsfeldes für die Tochter, „hat mich dann wieder so ein bisschen zurückgeworfen“ (2/108, M). Zum anderen drückte Frau Wagner aber auch ihre Hoffnung aus: „es gibt Unternehmen, wo die TOCHTER das was sie mitbringt gut einsetzen kann ja und was wo es auch wertgeschätzt wird“ (2/072, M). Wie bereits erwähnt, wurde Frau Wagner durch das Projekt darin bestärkt, an ihre Zukunftswünsche für die Tochter zu glauben (vgl. 2/080, M).

4.2.2.6 Zwischenfazit

Bei Familie Wagner scheint, neben der neuen Schule der Tochter, vor allem das Projekt „P.I.L.O.T.“ positive Auswirkungen zu haben. Die von Herrn Wagner zum Zeitpunkt des ersten Interviews geäußerte Erwartung, dass das Projekt seine Tochter voranbringen soll (vgl. 1/133, V), scheint im vergangenen halben Jahr bereits teilweise umgesetzt worden zu sein: „jetzt schon einiges gebracht und ich bin zuversichtlich, dass das auch ganz greifbare Ergebnisse produzieren wird“ (2/052, V). Für Frau Wagner stellt das Projekt u. a. eine Stütze im Loslöseprozess dar (vgl. 2/040, M): „ja ich traue der TOCHTER immer mehr zu, eigenständige Wege zu gehen“ (2/026, M). Trotz der immer wieder aufkommenden (Zukunfts-)Sorgen und Ängste von Frau und Herrn Wagner, welche sich beispielsweise im Kontext von Arbeit verorten lassen, hat die Familie in den vergangenen Monaten eine sichtliche Entwicklung erlebt. Sowohl für die Tochter als auch für Frau und Herrn Wagner wurde das Thema Arbeit präsenter. Grund dafür waren die neue Schule der Tochter, die Arbeit des Projekts – insbesondere das Unterstützertreff – sowie die Praktika der Tochter. (vgl. 2/002, V; 2/004, M; 2/048, M; 2/052, M; 2/060, M) Ferner trug der Unterstützertreff zu neuen Ideen betreffend der beruflichen Zukunft der Tochter bei (vgl. 2/002, V; 2/006, M; 2/002, V; 2/108, M) und stellte für die Tochter eine emotionale Stärkung dar. Herrn Wagners Einstellung, dass „die TOCHTER da auch [etwas] beitragen kann für die Gesellschaft, das hat sich eher verstärkt“ (2/060, V). Ferner erkannten die Eltern bei ihrer Tochter eine Entwicklung betreffend ihrer Selbstständigkeit. Dafür machten sie u. a. die Arbeit der Mitarbeiterin verantwortlich. (vgl. 2/006, V; 2/028, V) Die vordergründig positiven Veränderungen, welche Familie Wagner zwischen dem ersten und zweiten Interview erlebt hat, führen zu folgender Gewichtung der Waage:

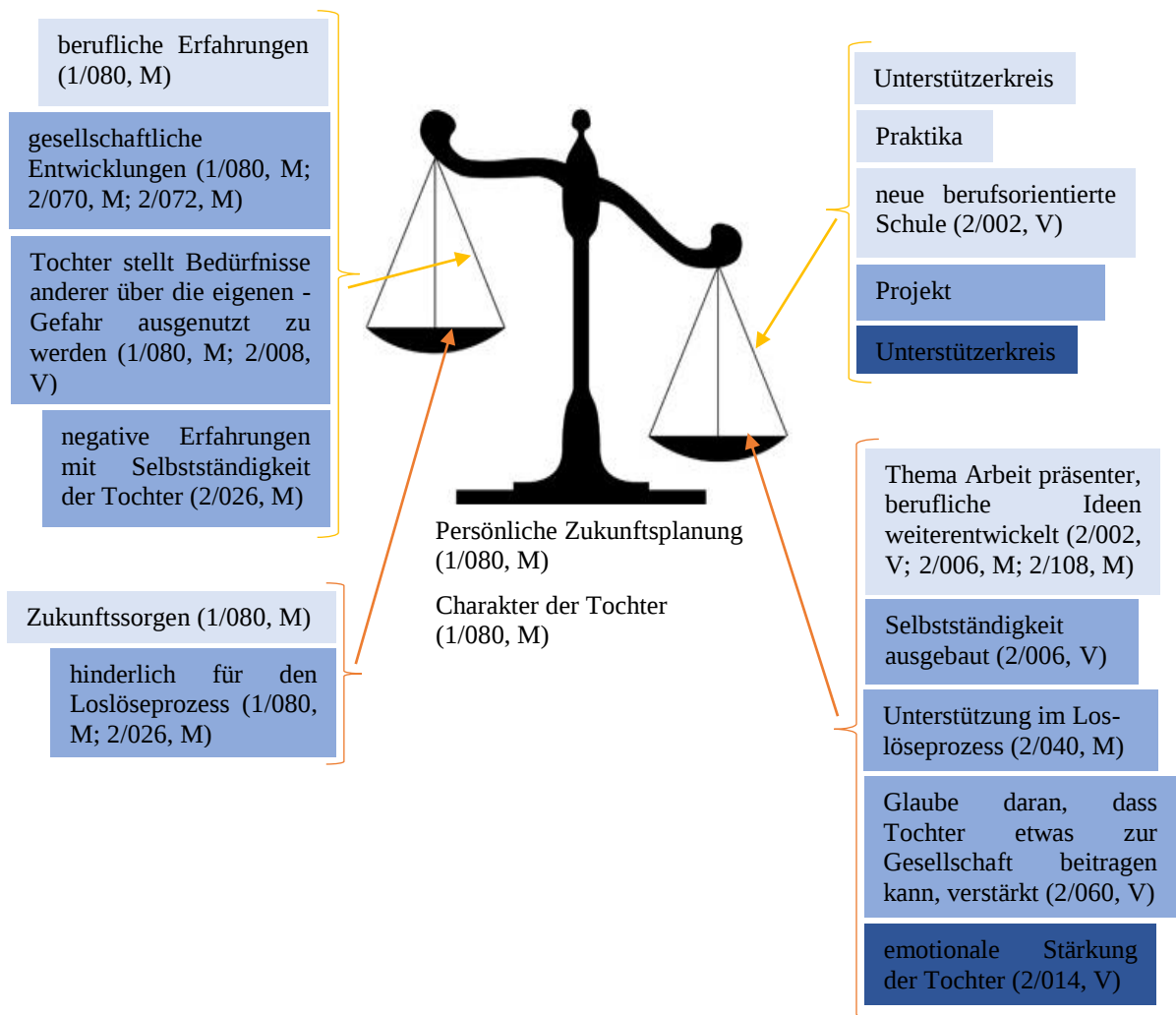


Abb. 9: Waage Familie Wagner

4.2.3 Familie Huber

Ehepaar Huber hat eine einundzwanzigjährige Tochter (vgl. 1/002, M), mit der sie gemeinsam in Wien wohnen. Seit ihre Tochter klein war, ist die Familie in Kontakt mit unterstützenden Organisationen (vgl. ebd.). In Bezug auf Integration Wien äußerte Frau Huber: „im Bemühen, für unsere Tochter das Beste zu finden, im Raum Wien, darauf gestoßen“ (ebd.). Frau Huber hat bei Integration Wien bereits Beratung in Anspruch genommen und ihr Gatte ist dort schon über viele Jahre mitarbeitend tätig (vgl. 1/004, M). Herr Huber war einer jener Eltern, welche dem Vortrag über „ifs Spagat“ beiwohnten und anschließend den Wunsch äußerten, ein derartiges Projekt auch in Wien ins Leben zu rufen. Als Grund für die Teilnahme am Projekt „P.I.L.O.T.“ formulierte er: „weil mir das [die Vorstellung; Anm. S.K.] gut gefällt also, dass sie [die Tochter; Anm. S.K.] einen Beruf hat, wo sie auch gebraucht wird“ (1/012, V). Daraus lässt sich schließen, dass es Herrn Huber in erster Linie darum geht, dass seine Tochter durch das Projekt eine Beschäftigung findet, wo sie sich mit ihren Talenten und Fähigkeiten einbringen kann und ihre Arbeit geschätzt wird. Herr und Frau Huber führten weiter aus, dass sie sich für die Teilnahme am Projekt aufgrund dessen Orientierung am Konzept der Persönlichen Zukunftsplanung entschieden, da sie dieses „theoretisch für ein sehr gutes Modell halten“ (1/006, M; vgl. 2/120, V).

Rückblickend spricht Herr Huber von einer bewegten Schulkarriere seiner Tochter (vgl. 1/020, V), welche durch viele Institutionswechsel geprägt war. Dabei war dem Ehepaar Huber die integrative Beschulung ihrer Kindes ein Anliegen (vgl. 1/002, M). Nach der Schulzeit absolvierte die Tochter einen Berufsvorbereitungslehrgang (vgl. 1/010, M). Auf den Wunsch der Tochter hin, mit Kindern zu arbeiten (vgl. 1/012, M), wurde es dieser ermöglicht, ein Praktikum in einer Krabbelstube zu machen (vgl. 1/014, M). Aktuell ist die Tochter von Frau und Herrn Huber in einer inklusiven Lehrredaktion²¹ tätig (vgl. 2/100, V).

4.2.3.1 Blick auf das Kind

Wie bereits in den einleitenden Worten erwähnt, hat Ehepaar Hubers Tochter bereits berufliche Erfahrungen sammeln können. Beim ersten Interview meinte Herr Huber, dass es für seine Tochter wichtig wäre „zu begreifen, was Arbeit ist“ (1/042, V). Dies führte er noch weiter aus: „dranbleiben an manchmal auch Routinetätigkeiten machen, die jetzt nicht nur spannend oder herausfordernd sind“ (1/048, V). Gleichzeitig sprach er seine Zuversicht aus,

²¹ Dabei handelt es sich um eine Berufsqualifizierungsmaßnahme, welche auf drei Jahre befristet ist (vgl. 1/048, V). Ihre Tochter ist jetzt seit über einem Jahr dort beschäftigt (vgl. 2/065, V).

dass seine Tochter das lernen wird (vgl. ebd.). Beim zweiten Interview war sich das Ehepaar Huber darüber einig, dass sich die Tochter, bezogen auf ihr Verständnis von Arbeit, weiterentwickelt hat (vgl. 2/151, M; 2/156, V) und „ihr Arbeitsbegriff realistischer geworden ist“ (2/161, M). Als möglichen Grund für diese Entwicklung nannte Frau Huber zum einen ein einwöchiges Praktikum in einem Kindergarten, welches ihre Tochter im vergangenen halben Jahr absolvierte (vgl. 2/166, M). Zum anderen könnten der Arbeitsalltag der Tochter oder die Umstände der Terminüberlastung (vgl. 4.2.3.3) der vergangenen Zeit Gründe dafür sein (vgl. ebd.). Frau und Herrn Hubers Tochter nimmt an zwei Projekten²² teil, welche es sich u. a. zum Ziel setzen, ihre TeilnehmerInnen bei der beruflichen Integration am allgemeinen Arbeitsmarkt zu begleiten. Wie nachhaltig diese Veränderung ihrer Tochter sein wird, weiß Herr Huber nicht: „wie lange diese Phasen dann immer so dauern, das weiß ich nicht“ (2/156, V). Aufgrund seiner Äußerung lässt sich vermuten, dass bei ihrer Tochter bereits des Öfteren Veränderungen stattgefunden haben, welche nicht von Bestand waren.

4.2.3.2 Eltern-Kind-Beziehung

Das Ehepaar Huber schätzt die Selbstständigkeit ihrer Tochter, da sie auch alleine unterwegs sein kann (vgl. 1/020, M; 2/044, V). Was Änderungswünsche in der Eltern-Kind-Beziehung betrifft, äußerte Frau Huber den Wunsch, dass ihre Tochter ihre Selbstständigkeit noch weiter ausbaut (vgl. 1/016, M). Als Bereiche nannte sie eine eigene Wohnung und eine fixe Arbeit (vgl. 1/018, M). Anzunehmen ist, dass eine fixe Arbeit aus dem Grund erwähnt wurde, da ihre Tochter bis dato größtenteils beruflichen Tätigkeiten nachging, welche zeitlich begrenzt waren. Zudem fand ihr bisheriger beruflicher Werdegang in einem geschützten Rahmen statt. Der Wunsch ist jedoch, dass ihre Tochter einer Tätigkeit am allgemeinen Arbeitsmarkt nachgehen wird können (vgl. 2/140, V; 2/141, M). Das Ehepaar Huber möchte ihre Tochter auf ihrem Weg begleiten und unterstützen: „wir hoffen halt oder glauben auch, dass wenn sie diese Schritte der Selbstständigkeit weitergeht, [...] dass wir ihr auf dem Weg dann auch helfen können“ (1/018, M).

Als ein Schritt in Richtung mehr Selbstständigkeit wurde das Projekt „P.I.L.O.T.“ genannt (vgl. ebd.). Sowohl die MitarbeiterInnen vom Projekt als auch die CoachInnen auf ihrer Arbeitsstelle begleiten ihre Tochter auf ihrem Weg zu mehr Selbstständigkeit (vgl. 2/039, M). Dies verdeutlicht die Unterstützung von Ehepaar Hubers Tochter von Seiten zweier Projekte. Anzunehmen ist, dass Frau und Herr Huber mit dem Projekt „P.I.L.O.T.“ Erwartungen und Wünsche bezüglich der Förderung sowie Weiterentwicklung der Selbstständigkeit ihrer

²² Im Folgenden wird das Projekt in der inklusiven Lehrredaktion auch als der Arbeitsplatz der Tochter bezeichnet.

Tochter verknüpfen. Inzwischen kam es schon vor, dass ihre Tochter in der Nacht alleine heimgefahren ist „und man sich nicht wirklich sorgen muss[te]“ (2/043, M). Hier wird das Vertrauen sichtbar, welches das Ehepaar Huber ihrer Tochter, in den Lebensbereichen, in denen sie bereits selbstständig ist, entgegenbringt. Herr Huber meinte: „bestimmte Dinge laufen sehr gut ja und andere Dinge eben nicht so gut“ (2/044, V). Von den positiven Erfahrungen könnten das Vertrauen und die Zuversicht stammen, dass ihre Tochter noch mehr Selbstständigkeit erlangen wird.

4.2.3.3 Aktuelle Situation der Familie

Zum Zeitpunkt des ersten Interviews hatte Frau und Herrn Hubers Tochter die für sie zuständige Mitarbeiterin vom Projekt „P.I.L.O.T.“ bereits kennengelernt (vgl. 1/037, M; 1/052, V). Da sie vom Mitarbeiterwechsel betroffen war, fand schließlich ein Kennenlernen mit dem neuen Mitarbeiter statt (vgl. 2/101, M). Im Herbst hatte die Tochter von Ehepaar Huber u. a. im Zuge des Projekts „P.I.L.O.T.“ viele Termine vereinbart (vgl. 2/002, V), welche sich teilweise zeitlich überschneiden (vgl. 2/011, M). Das ist ihr dann „zu viel geworden, ja auch von ihrer Energie“ (2/016, V) her. Daraufhin hat die Tochter „dann zum MITARBEITER eigentlich gesagt es reicht ihr, also sie schafft es nicht und sie wollte das Pilotprojekt abbrechen“ (2/019, M). In Folge fand ein Gespräch zwischen der Projektleitung, dem Mitarbeiter und dem Ehepaar Huber mit ihrer Tochter statt (vgl. 2/002, V). Bezogen auf den möglichen Projektabbruch meinte Herr Huber: „haben wir [...] dann aber nicht gemacht“ (ebd.). Dadurch, dass Herr Huber von ihrer Entscheidung sprach und nicht der seiner Tochter, wird deutlich, dass auch die Eltern in der Entscheidungsfindung involviert waren. Fraglich ist, wie stark sie eingebunden waren bzw. wer die letztendliche Entscheidung traf, weiterhin am Projekt teilzunehmen. Einer der Gründe für diesen Entschluss ist laut Frau Huber die Abmachung, die Termine zum einen langfristiger zu vereinbaren (vgl. 2/029, M) und zum anderen über einen größeren Zeitraum zu verteilen (vgl. 2/027, M). Folglich ist Frau und Herrn Hubers Tochter im Projekt „gar nicht so intensiv dabei“ (2/100, V). Deshalb hat bislang noch kein Unterstützerkreis für sie stattgefunden (vgl. 2/029, M; 2/049, V; 2/058, M).

Die eben beschriebenen Ereignisse lösten einen Lernprozess sowohl bei der Tochter als auch bei Frau Huber aus. Bezogen auf die Terminkoordination äußerte die Mutter, dass „das halt ein Lernprozess ist, wenn sie [die Tochter; Anm. S.K.] dann merkt, dass sie wo reinschlittert und nicht mehr alleine rauskommt, aber andererseits wir [die Eltern, Anm. S.K.] auch sehen, sie ist noch nicht so weit“ (2/037, M). Daraus lässt sich schließen, dass Frau Huber lernte, dass die Selbstständigkeit ihrer Tochter nicht so weit reicht wie gedacht: „dass sie nein sagt,

das kann sie jetzt nicht, auch wenn sie spürt, dass sie es nicht mehr koordinieren kann“ (ebd.). Frau Huber bemerkte, dass sie die Terminkoordination ihrer Tochter „einfach noch nicht so überlassen kann“ (2/011, M). Ebenso lösten diese Ereignisse bei ihr Sorgen bzw. Ängste aus: „da habe ich mir schon gedacht, wenn man da nicht eingreifen würde“ (ebd.). Deutlich wird, dass die Ereignisse im vergangenen halben Jahr bei Frau Huber Überlegungen bezüglich der Selbstständigkeit ihrer Tochter hervorriefen und sie sich ihres diesbezüglichen Unterstützungsbedarfs (vermehrt) bewusst wurde. Ehepaar Hubers Tochter ist nun dabei, den Umgang mit dem Kalender und das Kommunizieren von Terminen zu üben (vgl. 2/011, M; 2/037, M).

Durch das Praktikum in einem Kindergarten, welches durch das Projekt „P.I.L.O.T.“ ermöglicht wurde, wurde die Teilnahme der Tochter an diesem Projekt in der Arbeitsstelle bekannt (vgl. 2/015, M). Infolgedessen fand ein klärendes Gespräch zwischen den MitarbeiterInnen des Projekts und den CoachInnen der Arbeitsstelle statt (vgl. 2/017, M). In dieser möglichen Zusammenarbeit steckt viel Potential. Zum einen kann sie für ein Vorankommen in der Ausbildungs- bzw. Berufsfindung der Tochter förderlich sein. Zum anderen können beide Projekte zu einem besseren Arbeitsverständnis der Tochter beitragen. Ein regelmäßiger Austausch wäre dafür von Vorteil. Die gleichzeitige Teilnahme an zwei Projekten kann jedoch auch negative Folgen haben. Durch vermehrte Termine kann es zu einer Terminüberlastung kommen, wie es auch bei Ehepaar Hubers Tochter der Fall war. Dies könnte zur Überforderung und Belastung auf Seiten der Tochter geführt haben.

4.2.3.4 Vorstellungen/Antizipationen Zukunft

Frau Huber hat die Hoffnung, dass sie und ihr Gatte „noch lange genug Power haben werden, bis sie [die Tochter; Anm. S.K.] [...] in sogenannten sicheren Verhältnissen [ist], ja, dass wir auch ohne unser Zutun dann so ein gutes Gefühl haben wie jetzt“ (1/022, M). Zum einen wird erneut deutlich, dass Frau und Herr Huber ihre Tochter auf ihrem Weg unterstützen möchten. Zum anderen möchten sie ihrem Kind zu mehr Selbstständigkeit verhelfen und es mit einem guten Gefühl loslassen können. Das Verantwortungsgefühl des Elternpaares wird mit folgender Aussage noch einmal unterstrichen: „ich bin ihr Vater und ich bin zuständig für sie, [...] dort wo sie Unterstützung oder vielleicht jemanden braucht, der ihr hilft, wer soll es denn machen, wenn nicht wir als Eltern“ (1/018, V). Es scheint, als ob Herr Huber das Gefühl hat, dass sie als Eltern bzw. Familie in erster Linie auf sich selbst gestellt und verantwortlich sind. Fraglich ist, ob er sich nun durch „P.I.L.O.T.“ unterstützt fühlt. Er äußerte: „das Projekt selber, wie es ausgerichtet ist und was es will, finde ich super und ja TOCHTER wird auch profitieren

davon, also jetzt schon“ (2/120, V). Damit könnte gemeint sein, dass die Tochter sowohl durch Gespräche über ihre berufliche Zukunft als auch durch das von „P.I.L.O.T.“ ermöglichte Praktikum bereits vom Projekt profitiert hat. Da Herr Huber der Ansicht ist, dass das Projekt seiner Tochter auf ihrem Werdegang eine gute Stütze war und ist, ist anzunehmen, dass auch er sich durch das Projekt unterstützt fühlt. Nicht nur Frau und Herr Huber, sondern auch das Projekt „P.I.L.O.T.“ und die Arbeitsstelle ihrer Tochter, verfolgen dasselbe Ziel, nämlich u. a. die Tochter auf ihrem Weg zu mehr Selbstständigkeit zu begleiten – auch in beruflicher Hinsicht (vgl. 2/039, M).

Was Frau Huber unter den erwähnten „sicheren Verhältnissen“ versteht, führte sie im zweiten Interview näher aus: „dass sie wo in einer Wohnumgebung ist, wo wir wissen, dass sie gut aufgehoben ist, also wo sie bei aller Selbständigkeiten auch noch irgendeine Unterstützungsmöglichkeit hat und der Arbeitsplatz natürlich Arbeitsplatz, Ausbildung, was also was Sicheres, was Absehbares oder so, [...] wo sie nicht gefährdet ist, dass sie das schnell wieder verliert oder was halt längerfristig ist oder/und was sie gut handeln kann“ (2/205, M). Für Herrn Huber zählt, zusätzlich zu den von seiner Frau genannten Bereichen Wohnen und Arbeit, auch das soziale Umfeld zu diesen „sicheren Verhältnissen“ (vgl. 2/206, V), „weil das stabilisiert unglaublich“ (2/208, V). Ein Teil dieses sozialen Umfelds ist die von Frau Huber erwähnte „Bodygroup“²³ (1/020, M), über welche ihre Tochter nicht zu verfügen scheint.

In Hinblick auf die berufliche Zukunft ihrer Tochter besteht der Wunsch nach einer für sie passenden Ausbildung (vgl. 2/115, M). Frau Huber sprach ihre diesbezügliche Erwartung an das Projekt „P.I.L.O.T.“ aus: „meine Erwartung ja mit, also was wirklich Passendes finden oder auch ich hoffe immer noch, dass wir eine Art Ausbildung für sie finden“ (ebd.). Was die künftige Arbeitsstelle ihrer Tochter betrifft, wurde das Anliegen geäußert, „dass sie gebraucht wird, [...] dass [den ArbeitskollegInnen; Anm. S.K.] nicht egal ist, ob sie kommt oder nicht“ (1/042, V). Durch eine mögliche Ausbildung würde ihre Tochter eine Berufsqualifizierung erhalten. Diese könnte wiederum zur Findung einer passenden Arbeitsstelle beitragen und dafür sorgen, dass sie ihre Fähigkeiten sowie ihr erlangtes (Fach-)Wissen einbringen kann. Laut Ehepaar Huber ist der Beruf der/des KindergartenpädagogIn oder KindergartenassistentIn der „Traumjob“ (2/082, V) ihrer Tochter (vgl. 2/073, M). Sie selbst haben eher Einwände gegen dieses Tätigkeitsfeld und nennen dafür mehrere Gründe (vgl. 2/081, M; 2/082, V). Zum Beispiel sprechen sie die Flexibilität an, die für diesen Beruf

²³ Anzunehmen ist, dass Frau Huber damit eine ‚Peergroup‘ (Gruppe von gleichaltrigen Freunden) meint.

erforderlich ist, welche ihre Tochter jedoch nicht zu haben scheint (vgl. 2/079, M; 2/080, V). Gleichwohl möchten sie den Wunsch ihrer Tochter respektieren, indem sie ihr Anliegen, ein Praktikum in einem Kindergarten zu absolvieren, akzeptierten (vgl. 2/013, M). Frau Huber meinte, dass ihre Tochter immer wieder auf denselben Berufswunsch zurückkommt, „weil sie weiß gar nicht, was man alles werden kann“ (2/073, M). Dies spricht wiederum für die Arbeit der beiden Projekte, an welchen ihre Tochter teilnimmt, da ihr auf diesem Wege berufliche Möglichkeitsräume aufgezeigt werden. Herr Huber ist, was die berufliche Zukunft seines Kindes angeht, optimistisch (vgl. 1/034, V). Dies kann darauf hinweisen, dass er der Arbeit der beiden Projekte (großes) Vertrauen entgegenbringt.

4.2.3.5 Sorgen/Ängste – Hoffnungen

Wie bereits erwähnt, sind in Bezug auf einen altersgemäßen Freundeskreis für ihre Tochter keine Veränderung eingetreten (vgl. 2/214, M), was Frau und Herrn Huber zu beschäftigen scheint: „ja wir denken viel darüber nach“ (2/216, M). Vor dem Hintergrund der erhofften „sicheren Verhältnisse“ wurde deutlich, dass auch das soziale Umfeld inklusive eines Freundeskreises für die Eltern von hoher Signifikanz ist. Ein Freundeskreis, in dem sich Ehepaar Hubers Tochter wohlfühlt, kann den Loslösungsprozess sowohl auf Seite der Eltern als auch des Kindes unterstützen. Da Frau und Herrn Hubers Tochter ihre Freizeit nicht mit Menschen verbringen möchte, welche „auch ein gewisses Extra haben“ (2/217, V), hat sie laut Herrn Huber „ganz viele Möglichkeiten einfach dann nicht“ (ebd.). Angebote verschiedenster Organisationen, welche sie in der Vergangenheit auch schon in Anspruch genommen hatten, fallen dadurch weg (vgl. ebd.). Entgegen aller Hoffnung von Ehepaar Huber haben sich auch durch die Arbeitsstelle keine engeren Kontakte für ihre Tochter ergeben (vgl. 2/214, M). Das Ehepaar Huber scheint diesbezüglich etwas ratlos zu sein. Möglich ist, dass sich im Zuge des Projekts „P.I.L.O.T.“ neue Kontakte auf tun, welche sich zu Freundschaften entwickeln.

Das bereits aufgegriffene Thema der Terminüberlastung der Tochter hat bei Frau Huber Sorgen hervorgerufen: „habe mir da schon gedacht, mah was wäre, wenn die jetzt alleine wohnen würde oder in einer WG und müsste Medikamente nehmen oder so irgendwie oder oder“ (2/035, M). Diese Sorgen könnten einem Loslösungsprozess im Weg stehen. Dennoch haben Frau und Herr Huber die Hoffnung, dass ihre Tochter künftig einer Tätigkeit am allgemeinen Arbeitsmarkt nachgehen wird können (vgl. 2/140, V; 2/141, M). In Hinblick auf das Thema Wohnen, können sie sich ihre Tochter beispielsweise in einer Wohngemeinschaft

vorstellen (vgl. 2/225, M; 2/227, M). Eine diesbezügliche Veränderung scheint jedoch noch in weiter Ferne zu liegen (vgl. 2/228, V).

4.2.3.6 Zwischenfazit

Ein für diese Familie zentrales Thema ist das der Selbstständigkeit. Frau und Herr Huber schätzen die Entwicklung, welche ihre Tochter in dieser Hinsicht bereits gemacht hat. Nicht nur das Ehepaar Huber unterstützt ihre Tochter in ihren Schritten zu mehr Selbstständigkeit. Ebenfalls erhält sie sowohl von ihrer Arbeitsstelle als auch im Rahmen des Projektes „P.I.L.O.T.“ diesbezüglich Hilfe. In Hinblick auf ihren künftigen beruflichen Werdegang möchte das Ehepaar Huber ihr Kind ebenso begleiten. Angesichts der beruflichen Zukunft seines Kindes ist Herrn Huber wichtig, dass die „Tochter eine Arbeit hat, einen Job hat, wo sie gebraucht wird und wo es [den ArbeitskollegInnen, Anm. S.K.] nicht egal ist, ob sie kommt oder nicht“ (1/014, V). Im Zuge dessen, nannte Herr Huber folgendes Beispiel einer möglichen Vorgehensweise in einer Behindertenwerkstätte, was verdeutlichen soll, wovor er seine Tochter bewahren möchte: „da tun sie vorne irgendetwas töpfern und dann kommen die Betreuer und werfen es hinten in den Kübel und dann tun sie halt wieder etwas neu töpfern, das ist völlig egal, was die tun ja, das ist völlig egal, [...] da möchte ich schon etwas tun dafür, dass das meiner Tochter so nicht passiert“ (ebd.). Bezüglich dieses Beispiels betonte Herr Huber, dass es sich hierbei um keinen Erfahrungsbericht handelt (vgl. ebd.). Ferner ist in Bezug auf die künftige berufliche Tätigkeit der Tochter beim Ehepaar Huber eine Ambivalenz ersichtlich. Zum einen möchten sie den Wunsch ihrer Tochter, beruflich mit Kindern zu arbeiten, respektieren. Zum anderen entspricht dieser nicht ihren Vorstellungen und sie möchten ihre Tochter womöglich vor etwaigen beruflichen Fehlentscheidungen bewahren.

Neben dem fehlenden Freundeskreis, können sich Ereignisse, wie zum Beispiel die Terminüberlastung der Tochter, hinderlich auf den Loslöseprozess auswirken, da sie mögliche Sorgen und Ängste hervorrufen. Dennoch ist das Ehepaar Huber – auch durch die Teilnahme an den Projekten – zuversichtlich, was die Zukunft ihrer Tochter betrifft. Durch die Erfahrung der Terminüberlastung, das Praktikum im Kindergarten sowie ihren Arbeitsalltag ist der Arbeitsbegriff der Tochter realistischer geworden. Zudem haben diese Erfahrungen ihrerseits zu einer konkreteren Vorstellung von Arbeit geführt. Die vorwiegend positiven Entwicklungen ergeben folgende Waagengrafik:

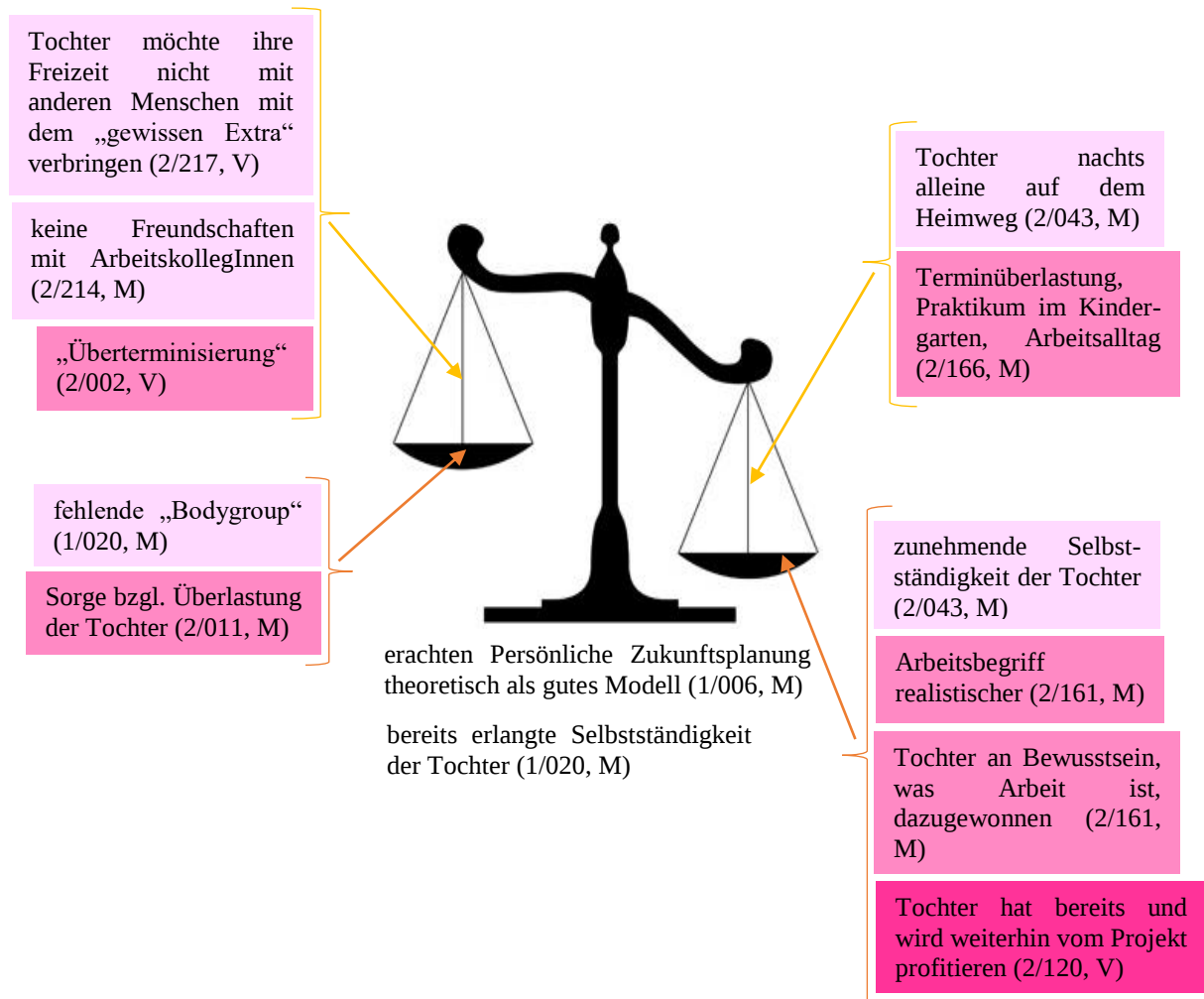


Abb. 10: Waage Familie Huber

4.2.4 Familie Schmidt

Ehepaar Schmidt wohnt gemeinsam mit ihrer zweiundzwanzigjährigen Tochter und deren Geschwistern in Wien (vgl. 1/030, M). Als ihre Tochter ungefähr zwei oder drei Jahre alt war, lernte Frau Schmidt den Verein Integration Österreich kennen, wo sie an dem Pilotprojekt „Eltern beraten Eltern“ teilnahm. Herr Schmidt kennt wiederum den Verein über seine Gattin. (vgl. 1/004, V) Nach einem integrativen Kindergarten besuchte Ehepaar Schmidts Tochter eine integrative Volksschule. Anschließend fiel die Wahl der Eltern auf ein sonderpädagogisches Zentrum, da hier die Möglichkeit bestand, dass ihre Tochter bis zum achtzehnten Lebensjahr dort zur Schule gehen kann. (vgl. 1/013, M) In dieser Institution wurde der Schwerpunkt auf die Arbeitssuche gelegt, was u. a. die Besichtigung mehrerer Werkstätten mit sich brachte (vgl. 1/018, M). Diesbezüglich meinte Frau Schmidt: „unbeschreiblich schlimm für mich ja, also da überhaupt Einblick zu nehmen und zu sehen, was dort gemacht wird oder was auch nicht gemacht wird“ (ebd.). Aufgrund dieser Erfahrungen entschied sie sich dazu, dass die Tochter nach ihrem Schulabschluss bei ihr zu Hause bleibt. Die gemeinsame Zeit zuhause war sowohl für die Tochter als auch für Frau Schmidt eine herausfordernde Zeit. (vgl. ebd.) Da es „zuhause schon wirklich sehr schwierig war mit uns beiden“ (1/026, M), begann ihre Tochter schließlich eine Werkstatt zu besuchen, in welche sie auch heute noch geht. Was ihre Freizeitgestaltung betrifft, nimmt Ehepaar Schmidts Tochter an einem integrativen Jugendtreff teil. Um ihrem Kind eine selbstbestimmte Freizeit zu ermöglichen, wurde Frau Schmidt selbst aktiv und gründete diesen, als ihre Tochter zwölf Jahre alt war (vgl. ebd.). Darüber hinaus nimmt die Tochter auch persönliche Assistenz in Anspruch (vgl. 1/028, M). Beim Projekt „P.I.L.O.T.“ war Frau Schmidt an der Projektentstehung beteiligt (vgl. 1/001, M). Sowohl ihre Begeisterung für die Persönliche Zukunftsplanung²⁴ als auch für das Projekt „ifs Spagat“ waren Grund dafür, dass sie sich dieses Projekt für Wien wünschte (vgl. 1/002, M).

4.2.4.1 Blick auf das Kind

Frau Schmidt beschrieb ihre Tochter als einen sehr selbstbewussten und offenen Menschen, welcher gerne auf (fremde) Menschen zugeht und mit ihnen Kontakt aufnimmt. Zudem ist ihre Tochter sehr neugierig und hat einen guten Orientierungssinn. Ihre Interessen liegen in den Bereichen Musik hören, Tanzen, Schaukeln und Puzzle bauen. (vgl. 1/032, M; 1/034, M)

²⁴ Frau Schmidt hat schon zirka zehn bis zwölf Jahre Erfahrung mit dem Konzept der Persönlichen Zukunftsplanung (vgl. 1/002, M). Sie absolvierte bei Integration Wien eine diesbezügliche Kurzausbildung (vgl. 1/056, M).

Zum Zeitpunkt des ersten Interviews hatte Frau und Herrn Schmidts Tochter bereits einige Termine mit der für sie zuständigen Mitarbeiterin des Projekts „P.I.L.O.T.“ (vgl. 1/044, M; 1/046, M). Ebenfalls wusste sie schon, dass es sich hierbei um „das Spagatprojekt“²⁵ (ebd.) handelt. Mittlerweile hat Frau Schmidt den Eindruck, dass der Tochter „auch schön langsam klar [wird], was die Personen da für eine Bedeutung haben so rund um sie halt [...], ich glaube so ganz klar ist es natürlich noch nicht, weil ja jetzt für sie auch noch nicht so großartig sich viel verändert hat“ (2/026, M). Zudem führte Frau Schmidt Gespräche mit ihrer Tochter, um ihr zu vermitteln, „was so die Zukunft für sie bedeutet in diesem Projekt“ (1/046, M; vgl. 2/026, M). Die Mutter sieht sich scheinbar selbst in der Verantwortung, Gespräche mit ihrer Tochter zu führen, um ihr den Inhalt des Projekts nachvollziehbar machen zu können. Anzunehmen ist, dass ihre Tochter durch Gespräche und die Treffen mit dem/der MitarbeiterIn²⁶ einen Eindruck erhielt, worum es bei diesem Projekt geht. Um ihr den Schwerpunkt der Arbeitsfindung zu vermitteln, bedarf es vermutlich mehrerer Gespräche sowie auch praktischer Erfahrungen im Zuge von Schnuppern bzw. Praktika.

Bereits beim ersten Interview wurde erzählt, dass sich Frau und Herrn Schmidts Tochter den Rahmen setzen kann, den sie benötigt. Vermutlich sind damit das Artikulieren von Wünschen sowie das Einfordern von Aufmerksamkeit gemeint. Einerseits begrüßt dies Frau Schmidt. (vgl. 1/034, M) Andererseits ist dieses Verhalten der Tochter für ihr Umfeld herausfordernd: „auch für uns nicht leicht daheim, wenn sie sich quasi ihren Rahmen steckt, weil wir auch viel zurückstecken müssen“ (ebd.). Frau Schmidt ist der Ansicht, dass ihre Tochter lernen muss Kompromisse einzugehen, was mit einem Lernprozess einhergeht (vgl. ebd.): „ich denke mir, da ist man auch immer gefordert irgendwie zu schauen, dass es für beide auch passt“ (ebd.). Private Veränderungen führten nun dazu (vgl. 4.2.4.3), dass die Tochter ihren Rahmen erweiterte (vgl. 2/036, M).

4.2.4.2 Eltern-Kind-Beziehung

Frau Schmidt beschrieb das Verhältnis zu ihrer Tochter als „eine sehr intensive Beziehung, [...] die einfach aufeinander aufgebaut ist“ (1/030, M). Sie verbringen „eine sehr intensive Zeit miteinander“ (ebd.), die mitunter für beide auch belastend sein kann. Herr Schmidt unterstrich die Darlegung seiner Frau und meinte, dass ihre Tochter sehr auf seine Gattin fixiert ist und Frau Schmidt für ihre Tochter die „Ansprechperson Nummer eins ist“ (2/024,

²⁵ Zum Zeitpunkt des ersten Interviews stand der Projektname noch nicht fest. Deshalb wurde von Frau Schmidt der Name „Spagatprojekt“ (1/046, M) verwendet, da sich dieses Projekt am Projekt „ifs Spagat“ orientiert. Gemeint ist jedoch das später genannte Projekt „P.I.L.O.T.“.

²⁶ Anfänglich war eine Mitarbeiterin für die Tochter zuständig. Seit dem Mitarbeiterwechsel arbeitet sie mit einem Mitarbeiter des Projektes zusammen.

V). Dadurch lässt ihm ihre Tochter „nicht viel Spiel“ (ebd.). Herr Schmidt nimmt sich als „Ausflugsperson, [...] Lückenbüßer in dem Fall“ (ebd.) wahr. Einerseits ist anhand der Wortwahl erkennbar, dass Herr Schmidt mit der Beziehung zu seiner Tochter nicht sehr zufrieden scheint. Andererseits wurde im Interview keine Initiative seinerseits ersichtlich, daran etwas zu verändern. In der zweiten Erhebungsphase äußerte Herr Schmidt, dass die Intensität der Beziehung zwischen seiner Gattin und ihrer Tochter seit dem ersten Interview eher zugenommen als abgenommen hat (vgl. 2/042, V) und seine Frau darunter leidet, „dass die TOCHTER sich sozusagen so festzurrt an ihr“ (ebd.). Da ihre Tochter durchgehend Betreuung und Pflege benötigt und diese hauptsächlich Frau Schmidt übernimmt, konnte ihrer Ansicht nach bislang kein Abnabelungsprozess stattfinden (vgl. 1/030, M). Darum wünscht sie sich, „an vertrauensvolle Personen irgendwie zu gelangen, die [...] gewisse Dinge auch übernehmen könnten“ (ebd.). Fraglich ist, ob das Projekt mittlerweile für Frau Schmidt eine solche Unterstützungsinstanz darstellt. Bislang war die Mutter insofern in den Treffen involviert, als sie in erster Linie als Dolmetscherin fungierte. Dabei war ihre Aufgabe, die sprachlichen Barrieren zwischen ihrer Tochter und der/dem MitarbeiterIn zu überwinden. (vgl. 1/044, M) Zum Zeitpunkt des ersten Interviews äußerte Frau Schmidt den Wunsch, sich aus dem Projekt zurückziehen zu können (vgl. ebd.) und zu „versuchen, abzugeben und loszulassen“ (1/052, M).

Deutlich wird, dass sich Frau Schmidt auch auf diesem Wege eine Entlastung und somit Lockerung der intensiven Beziehung zu ihrer Tochter wünscht. Auf der einen Seite möchte sie sich aus dem Projekt zurückziehen. Auf der anderen Seite empfindet sie es als wichtig, ausreichend Informationen über die Tochter weiterzugeben und sich mit dem Mitarbeiter auszutauschen (vgl. 2/097, M). Dahinter steht vermutlich die Intention, die Arbeit zwischen ihm und ihrer Tochter zu unterstützen. Zudem möchte Frau Schmidt weiterhin über die Treffen informiert werden, um so das Verhalten ihrer Tochter zuhause besser nachvollziehen zu können (vgl. 2/136, M). Dieser Wunsch, informiert zu werden, kann wiederum ein Zurückziehen aus dem Projekt erschweren. Mittlerweile fand dahingehend eine Veränderung statt, als Frau Schmidt an einem Treffen nicht teilnahm (vgl. 2/097, M). Dadurch glaubt sie, dass es „sich jetzt schön langsam zu formen [beginnt], dass das halt auch ohne mich stattfinden kann“ (2/046, M). Anzunehmen ist, dass sie bereits (großes) Vertrauen in das Projekt hat, wodurch sie sich etwas zurückziehen konnte.

4.2.4.3 Aktuelle Situation der Familie

In den Monaten zwischen dem ersten und zweiten Interview fanden sowohl auf Seiten der Familie als auch auf Seiten des Projekts „P.I.L.O.T.“ Veränderungen statt. Der Auszug einer Schwester brachte mit sich, dass Frau und Herrn Schmidts Tochter ihren Rahmen erweiterte. Durch diese Veränderung hatte sie mehr Möglichkeiten, ihre Umgebung zu gestalten und sie genießt es laut Frau Schmidt, nun das Haus und ihre Eltern (größtenteils) für sich alleine zu haben. (vgl. 2/036, M) Diese Änderung führte anscheinend dazu, dass die bereits enge Beziehung zwischen Frau Schmidt und ihrer Tochter noch inniger wurde, da diese nun noch mehr Aufmerksamkeit einfordert. Eine weitere Veränderung war, dass zwei Freizeitassistentinnen aufgehört haben (vgl. 2/054, M). Dies brachte mit sich, dass die Tochter „einfach wieder zu Zuhause“ (2/112, M) war. Das führte wiederum dazu, dass Frau Schmidt wieder mehr Zeit mit ihrer Tochter verbrachte, wodurch ihre Beziehung eher intensiviert als gelockert wurde. Im Projekt „P.I.L.O.T.“ fand außerdem ein Mitarbeiterwechsel statt, welcher auch Familie Schmidt betraf (vgl. 2/008, M). Den Mitarbeiterwechsel „abzuschließen und sich auf jemand neuen einzulassen“ (2/010, M), stellte für die Tochter eine Herausforderung dar. Laut Frau Schmidt „fand dann eben ein Neubeginn statt“ (ebd.). Bei den Treffen zwischen ihrer Tochter und dem neuen Mitarbeiter findet nun ein gegenseitiges „Herantasten“ (2/085, M) statt und das „Kennenlernen ist noch nicht abgeschlossen“ (2/097, M). Sowohl der Wechsel der Freizeitassistenz als auch der Mitarbeiterwechsel im Projekt führten dazu, dass „viele Vertrauenspersonen rund um sie [die Tochter; Anm. S.K.], [...] nicht mehr waren“ (2/054, M). Aus diesem Grund fand bislang noch kein Unterstützernetztreffen statt (vgl. ebd.): „Für mich würde es passen, wenn so ein kleiner Rahmen für sie an Vertrauenspersonen wieder sich formiert und das war jetzt einfach nicht“ (2/066, M).

Die beschriebenen Veränderungen lösten bei Frau und Herrn Schmidts Tochter einen Verarbeitungsprozess aus: „eine längere Phase für die TOCHTER, wo sie damit zu kämpfen hatte, dass diese Veränderung halt passiert ist und ja jetzt geht es ihr wieder gut und ich glaube, sie hat das gut überwunden, aber es kann natürlich jederzeit wieder auftreten“ (2/126, M). Rückblickend meinte Frau Schmidt bezogen auf das Projekt „P.I.L.O.T.“: „wir stehen ungefähr dort, habe ich so das Gefühl, wie beim letzten Interview, [...] also es hat sich jetzt nicht so gravierend viel [...] verändert“ (2/099, M). Grund dafür ist u. a. der Mitarbeiterwechsel (vgl. ebd.), der ein weiteres Kennenlernen mit sich brachte. Dies beanspruchte Zeit, welche sonst anderwärtig genutzt hätte werden können – möglicherweise für die Vorbereitung sowie Durchführung eines Unterstützernetztreffens.

4.2.4.4 Vorstellungen/Antizipationen Zukunft

Die Zukunft betreffend lässt sich festhalten, dass der Wunsch der Eltern nach einem Abnabelungsprozess besteht, welcher sich in mehreren Bereichen verdeutlicht. Damit verbunden ist das Bedürfnis nach diesbezüglicher Unterstützung und zunehmend externer Betreuung der Tochter. Der starke Wunsch nach Veränderung lässt sich besonders anhand folgender Aussage von Frau Schmidt festmachen: „kann ganz ehrlich gesagt nicht schlimmer werden als es eh schon, also es ist nicht schlimm, aber ich habe das Gefühl, gefühlsmäßig kann es einfach nur besser werden“ (1/062, M). Die enge Bindung von Frau Schmidt und ihrer Tochter lässt sich laut Frau Schmidt nur ändern, indem ihre Tochter „ihre Tagesstruktur außerhalb des Hauses verbringt, damit ein bisschen unsere Nähe getrennt wird“ (2/038, M). Vermutlich würde auf diese Weise das Ehepaar Schmidt – besonders Frau Schmidt – mehr Freiraum erhalten. Der Ausbau der Selbstständigkeit ihrer Tochter könnte laut Frau Schmidt ebenso im außerhäuslichen Rahmen besser ermöglicht werden (vgl. 2/114, M).

Darüber hinaus besteht der Wunsch nach einer veränderten Wohnsituation für die Tochter: „im späteren Leben auch einmal einen Wohnbereich hat, integrativ, [...] der für sie passt und ja wo sie selbstständig einfach wohnen kann, mit der Betreuung die sie halt benötigt“ (1/030, M). Gleichzeitig ist sich Frau Schmidt dessen bewusst, dass diese Veränderungen herausfordernd sein werden: „ich weiß, das wird sicher alles sehr sehr schwer werden, aber ich kann mir nicht vorstellen, dass sie ein Leben lang zu Hause sein wird ja, das möchte ich auch nicht“ (ebd.). Frau Schmidt ist offen für größere Veränderungen bezüglich der Tagesgestaltung und Wohnsituation ihrer Tochter (vgl. 2/130). Sie ist sich jedoch nicht sicher, ob ihre Tochter diesen Schritt gehen kann bzw. möchte, da diese sehr an ihr hängt und sie „eine sehr intensive, sehr innige Beziehung“ (ebd.) haben. Dies zeigt, dass sich Frau Schmidt Gedanken über die Zukunft macht und sich der womöglich damit verbundenen Herausforderungen bewusst ist. Ferner besteht der Wunsch, dass der Aspekt des Wohnens ebenso in das Projekt „P.I.L.O.T.“ aufgenommen wird (vgl. 2/116, M): „ich meine, das würde auch gut zum Spagatprojekt²⁷ passen ja, also wenn man jetzt schon inklusiv denkt, dann gehört das Wohnen auf jeden Fall für mich dazu“ (2/122, M).

Es besteht nicht nur das Anliegen, die Themen „Arbeit“ und „Wohnen“ im Projekt aufzugreifen, sondern auch die Freizeitgestaltung: „ich sehe es halt so in einer integrativen Tagesstruktur eher, [...] natürlich ist Arbeit das Ziel, [...] ich würde mir schon wünschen, dass auch dieser Bereich [die Freizeit; Anm. S.K.] abgedeckt werden wird im Zuge des

²⁷ Anzunehmen ist, dass damit das Projekt „P.I.L.O.T.“ gemeint ist.

Projekts“ (1/048, M). In der Freizeitgestaltung der Tochter, fanden bislang keine durch das Projekt initiierten Veränderungen statt: „in die Richtung ihr da ein erfüllenderes Tagesprogramm bieten kann, das ist halt bis jetzt noch nicht wirklich passiert“ (2/106, M). Ersichtlich wird, dass sich Frau Schmidt eine Institution wünscht, welche alle zentralen Lebensbereiche abdeckt. Grund dafür kann einerseits sein, dass diese Bereiche nicht getrennt voneinander gesehen werden können, da sie ineinander verwoben sind bzw. aufeinander einwirken. Andererseits wäre es möglich, dass ihr diese zukunftsbezogenen Themen Sorgen bereiten und sich Frau Schmidt darum diesbezüglich (institutionelle) Unterstützung erhofft.

Zum Zeitpunkt des ersten Interviews konnte sich das Ehepaar Schmidt ihre Tochter „nicht so wirklich im Thema Arbeit“ (1/030, M) vorstellen. Grund dafür war, dass ihre Tochter noch nicht wusste, was Arbeit ist, und ihr dies scheinbar in der Werkstatt nicht vermittelt werden konnte (vgl. ebd.). Frau und Herr Schmidt hatten in Bezug auf mögliche Tätigkeitsfelder und Bedingungen am Arbeitsplatz bereits Überlegungen angestellt (vgl. 1/042, M). Zum Zeitpunkt des zweiten Interviews war das Verständnis der Tochter, was Arbeit ist, unverändert geblieben (vgl. 2/068, V; 2/096, M). Jedoch hatte sich Frau Schmidt konkret darüber Gedanken gemacht, wie die Tochter auf einen möglichen Arbeitsplatz vorbereitet werden könnte (vgl. 2/073, M; 2/075, M). Es macht den Eindruck, dass sich Frau Schmidt in erster Linie eine für die Tochter passende Tagesstruktur wünscht. Dies könnte in Form einer Arbeitsstelle sein, was aber nicht zwangsläufig notwendig ist: „Arbeit findet, die ihr Spaß macht oder einen Tagesablauf hat, der wirklich für sie passt“ (1/030, M). Dennoch ist es Frau Schmidts Wunsch, dass die Tochter durch das Projekt „in Richtung Arbeit einmal Fuß fassen kann“ (2/095, M). Damit dies gelingen kann, sieht die Mutter den Vertrauensaufbau zwischen ihrer Tochter und dem Mitarbeiter als entscheidend an (vgl. ebd.). Ebenso erwartet sich Herr Schmidt durch das Projekt, dass „für die TOCHTER sozusagen eine Übernahme [stattfindet], die Arbeit für sie sozusagen gestaltet wird“ (2/093, V).

Grundsätzlich ist Frau Schmidt betreffend der Zukunft ihrer Tochter zuversichtlich sowie motiviert, „[...] dass es auch was Gutes geben wird für sie, ja, was ihren Bedürfnissen entspricht ja und ihren Talenten entspricht“ (1/036, M). Sie erhofft sich durch das Projekt „Möglichkeiten, die wirklich ihren Bedürfnissen auch entsprechen ja und nicht eine Schublade, wo sie einfach reingesteckt wird“ (1/028, M). Möglicherweise assoziiert Frau Schmidt mit der von ihr genannten „Schublade“ die Werkstatt, in welcher ihre Tochter beschäftigt ist. Der Wunsch nach einer individuellen Lebensgestaltung für und mit der Tochter scheint dementsprechend groß zu sein. Beispielsweise wurde folgende Erwartungen

an das Projekt „P.I.L.O.T.“ gerichtet: „aufgrund der Persönlichen Zukunftsplanung [...] quasi ein Rahmen um sie gebildet wird, der für sie passen könnte“ (1/046, M).

4.2.4.5 Sorgen/Ängste – Hoffnungen

Der durch den „Verlust“ an Vertrauenspersonen durchlebte Verarbeitungsprozess der Tochter (vgl. 4.2.4.3), welchen Frau Schmidt als Krise bezeichnete, löste bei der Mutter Zukunftssorgen aus. Frau Schmidt nimmt „diese Art von Krise jetzt intensiver irgendwie bei ihr [der Tochter; Anm. S.K.]“ (2/126, M) wahr. In Hinblick auf die Zukunft macht sie sich darüber Gedanken, wie wohl andere Personen mit den Krisen ihrer Tochter umgehen werden (vgl. 2/124, M). Sie „weiß nicht, wie das in der Zukunft sein wird ja, ob sie [die Tochter; Anm. S.K.] sich da immer gut beherrschen muss, weil sie das Gefühl hat, wenn sie das nicht tut, keine Ahnung ich weiß nicht, will ich gar nicht so viel Nachdenken darüber“ (2/132, M). Dieses Thema scheint Frau Schmidt sichtlich zu belasten, da sie ihre Tochter künftig gut aufgehoben wissen möchte. Dafür wünscht sie sich Personen, „die krisenfest sind (lacht), ja da auch einen guten Umgang finden mit ihr“ (2/124, M). Zuhause zeigt ihre Tochter, wie es ihr geht und lässt ihren Gefühlen freien Lauf, wohingegen sich Frau Schmidt nicht sicher ist, wie das künftig (extern) sein wird. Sie empfindet es als wichtig, dass ihre Tochter so sein kann wie sie ist, „damit sie das auch alles verarbeiten kann“. (2/132, M) Frau Schmidts Anliegen ist, dass im Falle einer Krise auf ihre Tochter eingegangen und Rücksicht auf sie genommen wird (vgl. 2/126, M). Bezüglich des Projekts erhofft sie sich, dass ihre Tochter dort „einmal so sein [wird können], wie sie wirklich ist, auch in Begleitung anderer Personen“ (2/134, M). Dass ihre Tochter hierfür genügend „Raum“ geboten wird, würde sich Frau Schmidt von Seiten des Projekts erwarten (vgl. ebd.).

4.2.4.6 Zwischenfazit

Im Vordergrund steht der Wunsch nach einem (beginnenden) Abnabelungsprozess zwischen Frau Schmidt und ihrer Tochter. Die Ereignisse der letzten Monate – vor allem der Mitarbeiterwechsel und der Abschied der Freizeitassistentinnen sowie die dadurch ausgelöste Krise der Tochter – haben jedoch zu einer Intensivierung ihrer Beziehung beigetragen. Bei Frau Schmidt lässt sich in Hinblick auf ihren Loslöseprozess eine gewisse Ambivalenz erkennen. Auf der einen Seite ist sie für Veränderungen offen und möchte dahingehend gerne Schritte setzen (vgl. 2/130). Auf der anderen Seite will sie u. a. über die Treffen zwischen ihrer Tochter und dem Mitarbeiter informiert werden (vgl. 2/136, M). Dies lässt vermuten, dass Frau Schmidt das Loslassen schwerfällt. Ersichtlich wird, dass es Frau Schmidt und vermutlich auch ihrem Gatten in erster Linie ein Anliegen ist, dass es ihrer Tochter gut geht,

weswegen sie ihr eine dementsprechende Gestaltung in mehreren Lebensbereichen bieten möchten. Das Bedürfnis nach der Lockerung der Beziehung zwischen Frau Schmidt und ihrer Tochter scheint nur auf Seiten von Frau Schmidt der Fall zu sein. Da ihre Tochter sehr an ihr hängt, befürchtet sie, dass sich die Tochter mit diesbezüglichen Veränderungen schwertun könnte (vgl. 2/130). Frau Schmidt ist dennoch der Überzeugung, dass „wenn die Leute gut passen und der Rahmen gut passt, dann kann das gut funktionieren [...] und wir auch gut loslassen“ (2/112, M). Anzunehmen ist, dass das Projekt „P.I.L.O.T.“ für Familie Schmidt eine Unterstützung im Loslöseprozess darstellen kann. Beispielsweise fand bereits ein Treffen zwischen dem Mitarbeiter und ihrer Tochter statt, an dem die Mutter nicht teilnahm. Die vordergründig belastenden Entwicklungen für die Familie im vergangenen halben Jahr und die wenigen Fortschritte im Projekt führen zu folgender Waagengrafik:

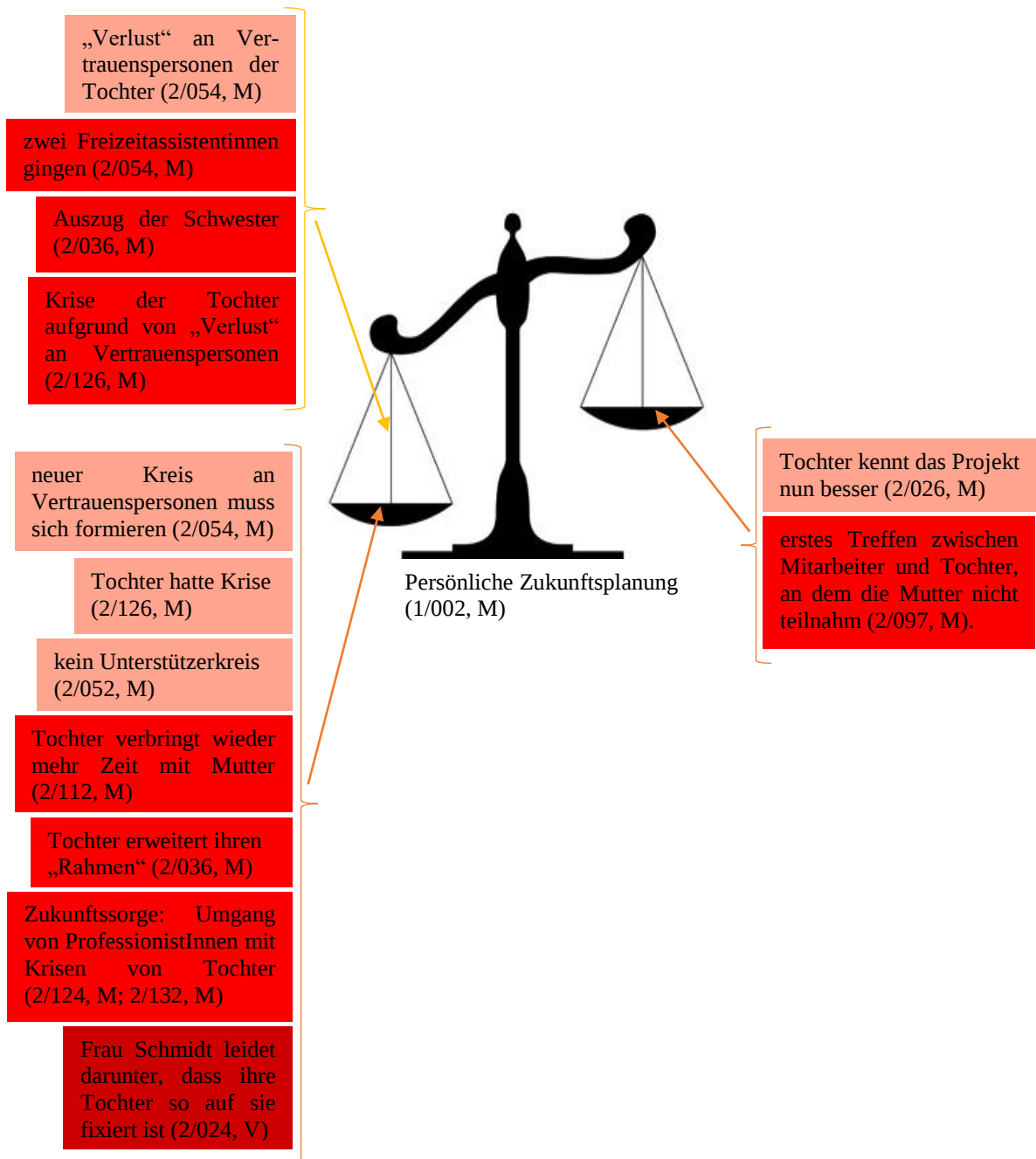


Abb. 11: Waage Familie Schmidt

4.2.5 Familie Mayer

Frau und Herr Mayer wohnen gemeinsam mit ihrer sechszwanzigjährigen Tochter in Wien²⁸ (vgl. 2/012, M). Die Familie kennt Integration Wien seit acht bis neun Jahren. Frau Mayer nahm dort bereits an Informationsabenden sowie Diskussionsrunden teil und ist im Elternnetzwerk²⁹ involviert. Ebenso war sie Teil der Initiativgruppe für das Projekt „P.I.L.O.T.“³⁰. (vgl. 1/005, M) Grundsätzlich wurde von Frau Mayer erwähnt, dass das Projekt „am individuellen Leben der TOCHTER“ (2/105, M) teilnimmt und „Interesse da ist, wirklich hinein zu spüren und zu schauen, was sind ganz individuelle Schritte im Weitergehen miteinander“ (ebd.). Grund für die Projektteilnahme war u. a. die Arbeit mit dem Instrument der Persönlichen Zukunftsplanung (vgl. 1/007, M). Die Äußerung, dass das personenzentrierte Arbeiten „der Schlüssel ist im Projekt“ (2/119, M) verdeutlicht, dass sich Frau Mayer bei „P.I.L.O.T.“ gut aufgehoben fühlt und ihr Sicherheit vermittelt wird, dass sie und ihre Familie unterstützt werden. Für die Mutter war „da einfach ein Spüren, das wäre es wert, da mitzutun und Hoffnung reinzulegen, dass sich daraus auch etwas realisiert“ (1/007, M).

In der zweiten Volksschule, welche die Tochter besuchte, kam es zu diversen Vorfällen, woraufhin ihr Kind „ganz starke Veränderungen, Wesensveränderungen gezeigt“ (1/037, M) hat. Dies Folgen dieser Vorfälle waren nachhaltig und haben das Leben der Familie beeinflusst sowie verändert (vgl. 1/033, M; 1/035, M). Die Tochter war daraufhin in medizinischer Behandlung. Die anzunehmende Enttäuschung von Seiten der Eltern über die Behandlungsweise sowie deren Tragweite werden anhand folgender Aussage deutlich: „das Einzige was dort an Maßnahme war, [waren] Neuroleptika und das war der Anfang von einer grauenhaften Phase im Leben von TOCHTER, sie war völlig sediert“ (1/054, M). Im letzten Schuljahr erhielt sie von der Schule Einzelbetreuung (vgl. ebd.). Über diese Zeit äußerte die Mutter Folgendes: „ein Zustand, irgendwie die Tage zu erleben“ (ebd.). Die Tochter besuchte schließlich bis zu ihrem achtzehnten Lebensjahr ein sonderpädagogisches Zentrum. In dieser Zeit wurden die Medikamente abgesetzt. (vgl. ebd.) Rückblickend scheinen Frau und Herr Mayer mit ihrer Entscheidung für das sonderpädagogische Zentrum zufrieden zu sein, weil – so äußerte die Mutter – diese Institution einen „Schutzraum“ (1/054, M; vgl. 1/061, V) darstellte. Trotz alledem war es „natürlich [...] nicht der Wunsch so zu lernen, so zu leben“ (1/054, M). Nach einem verhältnismäßig kurzen Aufenthalt der Tochter in einer Werkstatt ist

²⁸ Unklar blieb, ob der Vater im selben Haushalt lebt.

²⁹ „Das Elternnetzwerk Wien informiert und berät Eltern/Angehörige bzw. Jugendliche mit Behinderung am Übergang Schule-Beruf“ (Integration Wien o.J., [1]).

³⁰ Frau Mayer sprach von „Spagat Wien“, da dies laut ihr der damalige Arbeitstitel für das heute „P.I.L.O.T.“ genannte Projekt war.

sie mittlerweile seit acht Jahren bei der Mutter zu Hause (vgl. 1/064, M). Seit letztem Jahr nimmt die Tochter die Mobile Begleitung in Anspruch (vgl. ebd.).

4.2.5.1 Blick auf das Kind

Beim zweiten Interview erwähnte Frau Mayer, dass ihre Tochter flexibler geworden ist (vgl. 2/007, M). Als Grund für diesen Wandel äußerte sie: „man ist fokussierter auf gewisse Ziele, da wird es wahrscheinlich ja Spiegelungen geben, dass man sich sicherer in manchen Plänen oder deren Umsetzung auseinandersetzt und auch in der Realität konkrete Schritte tut“ (ebd.). Als ein solcher Schritt kann möglicherweise der Projektbeitritt betrachtet werden. Das Projekt wie auch die bereits in der Einleitung erwähnte Mobile Begleitung können die Eltern in ihrer positiven Denkweise bestärken und sie ermutigen, Ziele zu setzen. Die optimistische Einstellung der Eltern kann sich wiederum auf die Tochter projizieren.

Die Mobile Begleitung der Tochter wird als „guter Schritt“ (1/064, M) gesehen: „hat sie [die Tochter; Anm. S.K.] wieder über sich hinausgebracht, [...] etwas offener noch geworden ist, weil sie Ziele“ (2/008, V) hat. Beim ersten Interview äußerte Herr Mayer den Wunsch, dass seine Tochter ihre Selbstständigkeit zurückgewinnt und Möglichkeiten erhält, ihre Wochen bzw. ihren Alltag besser zu gestalten (vgl. 1/078, V). Grund für die schrittweise Veränderung war laut des Vaters die Mobile Begleitung (vgl. 2/010, V): „sehr interessante Themen oder Momente in ihrem Leben wiedergefunden, [...] das war ihr an Genugtuung ja, dass es Sachen gibt, die sie betreffen oder sie selber mitplanen kann oder mitsprechen kann“ (ebd.). Durch die Mobile Begleitung ist es ihrer Tochter möglich, ihren Alltag selbst (mit) zu gestalten, was auf eine erweiterte Selbstständigkeit und Selbstbestimmung hinweist. Laut Frau Mayer fand im Zuge der Mobilen Begleitung auch eine Bestätigung bezüglich der Interessen, Fähigkeiten und Kompetenzen der Tochter statt. (vgl. 2/090, M).

Ebenso wurde die Tochter beim Unterstützertreff, welches im vergangenen halben Jahr stattfand, als sehr präsent erlebt (vgl. 2/022, M). Dabei fühlte sie sich sichtlich wohl „und hat auch mitgewirkt, wenn man sie hineingezogen hat oder was von ihr verlangt hat“ (2/028, V). Die Aufmerksamkeit der Tochter während ihres Unterstützertreffs wurde im Nachhinein erneut deutlich, da sie beim Durchsehen von Fotos des Treffens mit der Assistentin der Mobilen Begleitung, „alles aufgezählt [hat], was wir aufgezählt haben, was sie gut kann, was sie gerne macht“ (2/022, M). Für Frau Mayer war dies ein „Reflektieren von einer anderen Seite“ (ebd.). Diese reflexive Haltung der Tochter bedeutete für Herrn Mayer Folgendes: „das heißt, sie war mittendrin ja, so sie hat etwas mitbekommen und wusste auch worum es ging“ (2/028, V). Vermutlich hat dieses Verhalten der Tochter Frau und Herrn Mayer in ihrer

Entscheidung bestätigt, mit ihr am Projekt teilzunehmen. Gleichzeitig ist anzunehmen, dass die Eltern aus dieser positiven Erfahrung Kraft schöpfen konnten, um sich auf die nächsten Schritte einlassen zu können bzw. neue Ziele zu formulieren.

4.2.5.2 Eltern-Kind-Beziehung

Herr Mayer erlebt die Beziehung zu seiner Tochter als „sehr stark“ (2/020, V). Er betonte, dass er nicht vergisst, welche Verantwortung er seiner Tochter gegenüber hat (vgl. ebd.). Das kann bedeuten, dass er sich dafür zuständig fühlt, seine Tochter weiterhin zu begleiten und ihr etwas zu ermöglichen. Anhand folgender Aussage wird die innige Beziehung zwischen Frau Mayer und ihrer Tochter deutlich: „sehr eng, weil wir einfach über viele Jahre ein sehr symbiotisches Zusammensein gelebt haben“ (1/074, M). Ein Grund dafür kann sein, dass die Tochter nun acht Jahre lang die Tage gemeinsam mit ihrer Mutter verbrachte (vgl. 1/064, M). Beim ersten Interview äußerte Frau Mayer den Wunsch nach getrennten Tagesinhalten für sie und ihre Tochter, was ihnen beiden guttun würde (vgl. 1/074, M). Durch die Mobile Begleitung fand diesbezüglich eine Veränderung statt (vgl. 2/012, M): „sie hat Begleitpersonen, mit denen sie ihre Wochentage, die Tage die sie mit ihnen unterwegs sind, die mit ihnen planen kann“ (2/072, V). Deshalb ist es der Mutter möglich, „unabhängiger [...] einige für mich interessante Dinge zu trennen, es ist ein langer Prozess und ist natürlich zeitlich nach wie vor extrem limitiert“ (2/012, M). Zudem erwähnte Frau Mayer, dass sie ein „Non-Stop-Programm“ (ebd.) für ihre Tochter durchläuft, was ihre weiterhin starke Involvierung im Leben ihrer Tochter inklusive deren Tagesgestaltung zum Ausdruck bringt.

Trotz ihrer starken Eingebundenheit äußerte Frau Mayer, dass sie sich immer wieder daran erinnern muss, dass ihre Tochter bereits sechsundzwanzig Jahre alt ist (vgl. ebd.): „sehr viel mehr als erwachsene Person anschau, anspreche, das ist so etwas, wo ich immer wieder hinaus rausrutsche, ja da ist noch einiges an Bewusstseinsbildung, was wachsen kann“ (ebd.). Das Bewusstsein dafür ermöglicht Frau Mayer, sich diesbezüglich weiterzuentwickeln. Fraglich ist, wie es zu dieser Bewusstseinsbildung kam. Grund dafür könnte u. a. der berufliche Schwerpunkt des Projektes sein, da sich die Familie im Zuge dessen vermehrt mit der Zukunft ihrer Tochter auseinandersetzt. Sowohl der Umgang der Mitarbeiterin des Projekts als auch der Assistentin der Mobilen Begleitung mit der Tochter könnten ebenso zu dieser Sensibilisierung von Frau Mayer beigetragen haben. Anzunehmen ist, dass Frau Mayer dahingehend eine ambivalente Haltung hat. Zum einen erkennt sie, dass sie ihre Tochter mehr als erwachsene Frau ansehen sollte. Eine diesbezügliche Entwicklung würde mit sich bringen, dass sie ihrer Tochter mehr Freiraum schenkt und sie in ihrer Selbstständigkeit unterstützt,

was Mut erfordert. Zum anderen möchte sie ihre Tochter schützen und behüten. Dies würde wiederum für ein Beibehalten der gewohnten Verhaltensmuster sprechen.

4.2.5.3 Aktuelle Situation der Familie

Wie bereits näher ausgeführt, begrüßen Frau und Herr Mayer die mit der Mobilen Begleitung einhergehenden Veränderungen (vgl. 2/020, V; 2/090, M). Im Zuge des Projekts „P.I.L.O.T.“ fand im vergangenen halben Jahr ein Unterstützertreff für ihre Tochter statt (vgl. 2/022, M). Zum Zeitpunkt des ersten Interviews brachte Frau Mayer bereits ihre positive Einstellung gegenüber dem Konzept der Persönlichen Zukunftsplanung zum Ausdruck: „unglaublich, die Basis um überhaupt ja so individuell dran zu sein an einem Menschen und die Ressourcen, die eigenen und die erweiterten, im Unterstützungskreis sozusagen in Bewegung zu bringen“ (1/133, M). Frau Mayer kritisierte allerdings, dass die Tochter zu wenig in die Vorbereitungen des Unterstützertreffs involviert war. Zudem hätte sie sich mehr Zeit gewünscht, damit ihrer Tochter bewusst werden kann, worum es bei diesem Treffen geht. Dieses Anliegen der Mutter war möglicherweise der Anstoß dafür, dass sie selbst aktiv wurde, indem sie mit ihrer Tochter Einladungen gestaltete. (vgl. 2/022, M) In den Augen der Mutter wäre das vermutlich die Aufgabe der Mitarbeiterin gewesen. Die Themen des Unterstützertreffs waren für Herrn Mayer klar, „weil viele davon sind für uns schon als Ziele gesetzt für die TOCHTER, das betrifft ihre Zukunft, ja es war gut“ (2/028, V). Anhand dessen wird deutlich, dass sich Frau und Herr Mayer mit der Zukunft ihres Kindes auseinandersetzen. Der Unterstützertreff wird für die Eltern anregend gewesen sein, da die TeilnehmerInnen neue Überlegungen eingebracht haben. Anhand folgenden Zitates wird die Bedeutung des stattgefundenen Unterstützertreffs für Frau Mayer deutlich: „Meilenstein den Unterstützertreff, dass ich den jetzt als wesentlich konkretes Erlebnis in Erinnerung habe und auf dem sehr gerne aufbaue, ja das ist für mich [...] die Essenz“ (2/081, M). Die Begriffe „Meilenstein“ und „Essenz“ haben eine starke Gewichtung und verdeutlichen, dass es sich dabei für Frau Mayer um ein einschneidendes Erlebnis handelte. Das Unterstützertreff kann wiederum zu einer optimistischen Haltung der Eltern beigetragen haben und Ausgangspunkt für weitere (zukunftsorientierte) Vorhaben sein.

Herr Mayer ist regelmäßig im Austausch mit den MitarbeiterInnen von „P.I.L.O.T.“ (vgl. 2/052, V), wodurch er sich vermutlich als Teil des Projekts wahrnimmt. Zudem wird ihm Wertschätzung entgegengebracht, indem Interesse an seinen Überlegungen gezeigt wird. Dennoch ist er der Ansicht, dass er „nicht eine sehr große Rolle“ (ebd.) im Projekt innehat. Die Involvierung von Frau Mayer wird insofern erneut deutlich, als beispielsweise der

Mitarbeiterwechsel ein Ereignis für sie darstellte, welches „man mitverarbeitet und mitnimmt“ (2/048, M). Obwohl ihre Tochter nicht unmittelbar vom Mitarbeiterwechsel betroffen war, hat dieser Frau Mayer beschäftigt. Als Grund dafür vermutete sie, dass sie Teil der Initiativgruppe war (vgl. ebd.) und sich deshalb womöglich ein Stück weit für das Projekt verantwortlich fühlte. Zudem kann dies auch darauf hinweisen, dass die Familie durch den Besuch mehrerer Institutionen bereits Erfahrungen mit dem Wechsel von professionellen Unterstützungspersonen und den hiermit verbundenen (belastenden) Auswirkungen hatte. Vermutlich geht damit ein Mitfühlen mit den direkt betroffenen Familien einher.

4.2.5.4 Vorstellungen/Antizipationen Zukunft

Herr Mayer äußerte, dass er die Zukunft seiner Tochter mitgestalten möchte (vgl. 1/078, V). Da die Familie in ihrem bisherigen Leben immer wieder in Situationen kam, wo ihre Eigeninitiative gefragt war, fällt es Herrn Mayer vermutlich (noch) schwer, die Gestaltung der Zukunft seiner Tochter vermehrt dem Projekt anzuvertrauen. Es macht den Anschein, dass er mitreden und mitbestimmen möchte, damit er sichergehen kann, dass die Tochter auf ihrem Weg in die Zukunft gut begleitet wird. Im Zuge des ersten Interviews äußerte Frau Mayer betreffend der Zukunft ihrer Tochter: „irgendwie wie so eine, so ein Grauschleier der immer so jetzt mitzieht, weil einfach jetzt dieses zukunftsorientierte Denken jetzt ganz stark wird“ (1/076, M). Der sogenannte „Grauschleier“ lässt vermuten, dass es sich dabei um sorgenvolle Gedanken handelt. Auch die Überlegung, wie die Tochter künftig ohne ihre Eltern ihr Leben bewältigen können wird, kann damit verbunden sein (vgl. ebd.). Beim zweiten Interview nannte Frau Mayer als Grund für die zunehmend zukunftsbezogenen Themen das Älterwerden der Tochter (vgl. 2/012, M). Dies könnte ein erneuter Hinweis dafür sein, dass Frau Mayer ein größeres Bewusstsein dafür bekommt, dass ihre Tochter erwachsen ist (vgl. 4.2.5.2). Da im Zuge dessen keine erneute ‚negativ behaftete‘ Assoziation wie die des „Grauschleiers“ genannt wurde, kann angenommen werden, dass u. a. das Projekt dazu beigetragen hat, dass Familie Mayer optimistischer in die Zukunft ihrer Tochter blickt. Konkret könnte der Unterstützerkreis dazu verholfen haben, da dieser für die Mutter „ein konkretes Momentum gewesen [ist], wo ich wieder konkreter visioniere (lacht)“ (2/058, M).

Der Unterstützerkreis könnte ebenso Einfluss auf die elterlichen Vorstellungen über die künftige berufliche Tätigkeite ihres Kindes gehabt haben. Frau Mayer äußerte beim zweiten Interview den Wunsch, dass ihre Tochter eine ihren Kompetenzen entsprechende Beschäftigung findet und keiner „Alibitätigkeit“ (2/099, M) nachgeht. Grund dafür kann sein, dass beim Unterstützerkreis der Tochter „stark der Fokus [war], was macht die TOCHTER

gerne, was kann sie gut, was schätzen wir an ihr“ (2/037, M). Ebenso erhofft sich die Mutter, dass sich ihre Tochter beruflich „mit anhaltender Energie in einem Umfeld erleben darf, wo sie Herausforderungen annehmen kann, an denen sie wächst, dass sie erleben kann, dass sie einen Beitrag leistet und dass es nicht egal ist, was sie tut, dass es nicht unter Beschäftigungstherapie, sondern, dass sie sich erleben darf, als Teil der Gesellschaft mit dem, was sie kann und was sie da einbringt“ (1/094, M). Eine Assistenz am Arbeitsplatz wird von den Eltern als Voraussetzung angesehen (vgl. 1/092, V; 2/097, M). Herrn Mayer ist es ebenso wichtig, dass sich seine Tochter einbringen und als selbstwirksam erleben kann. Dies wird anhand seines Anliegens deutlich, dass Menschen mit erhöhtem Unterstützungsbedarf die Möglichkeit geboten werden soll, „in ihrem Leben ihre Vielfältigkeit auch anders zu leben als beschränkt und geparkt zu sein“ (1/092, V). Zudem wurde von Frau Mayer der Wunsch geäußert, dass das Projekt „nicht nur Arbeitszeit, sondern auch Lebenszeit [...] vereinen darf“ (2/062, M). Anzunehmen ist, dass damit der Freizeitbereich und die künftige Wohnsituation der Tochter gemeint sind und sich die Mutter somit einen erweiterten Aufgabenbereich für das Projekt „P.I.L.O.T.“ wünscht.

Frau Mayer nannte den Unterstützerkreis in kurzen Intervallen als Voraussetzung für die Vorstellung und Benennung konkreter Wünsche (vgl. 1/137, M; 2/060, M), was auch angedacht ist (vgl. 2/039, M). Herr Mayer vermittelte zum Zeitpunkt des ersten Interviews, dass er noch nicht den Eindruck hat, dass das Projekt in Bewegung ist (vgl. 1/131, V). Zudem sprach er bezogen auf das Projekt von seiner Hoffnung, „dass sich etwas tut, dass etwas entsteht“ (1/125, V). Hingegen nahm er mittlerweile wahr, dass das Projekt „am Wachsen ist“ (2/050, V), was verdeutlicht, dass etwas am Entstehen ist: „erlebe positive Sachen, erlebe, dass es Bewegungen gibt, [...] dass Leute am Werk sind, [...] ich sehe Sachen die im Kommen sind, [...] die Bemühungen sind da“ (ebd.). Anzunehmen ist, dass Herr Mayer die bisherigen Schritte des Projekts gutheißt. Die Wortwahl „Bemühungen“ lässt vermuten, dass er sich mehr und vielleicht auch konkretere Ergebnisse gewünscht hätte. Zudem scheint er sich eine Weiterentwicklung des Projekts „P.I.L.O.T.“ zu erhoffen.

4.2.5.5 Sorgen/Ängste – Hoffnungen

Bezogen auf das Projekt wurden von Frau Mayer mehrere Wünsche und Hoffnungen geäußert, welche teilweise bereits in Erfüllung gingen. Neben dem Entschluss in das Projekt „Hoffnung reinzulegen“ (1/007, M) kann sie durch den Unterstützerkreis „ein bisschen konkreter visionieren“ (2/058, M). Ihre sogenannte „Vision“ in Hinblick auf die Zukunft formulierte sie wie folgt: „ich wünsche mir einfach, dass wir lange gesund sind und unsere

Tochter unterstützen können (lacht) und ja sie es schafft, sich so gut zu formulieren und auszudrücken und uns zu zeigen, was für sie wichtig und interessant ist“ (2/104, M). Die vermehrten Überlegungen von Frau und Herrn Mayer über die Zukunft können auch entscheidend für die Projektteilnahme gewesen sein. Anzunehmen ist, dass sie sich eine Unterstützung von Seiten des Projekts bei der Planung und Gestaltung der Zukunft ihrer Tochter erwarten. Ebenso wie Herr Mayer, wünscht sich auch Frau Mayer vom Projekt „konkretere Umsetzungsphasen“ (2/044, M), deren Auswirkungen für sie als Familie spürbar sind. Wie sie sich jedoch die genannten Umsetzungsphasen konkret vorstellt, bleibt offen.

Dementgegen äußerte Herr Mayer das Projekt betreffend keine Anliegen: „Wünsche zu haben, die sich vielleicht nicht konkretisieren oder können oder nicht ins Leben gerufen werden können, da, das mache ich nicht, ich bleibe bewusst bei der Sache, beobachte wo lang es geht, wohin es einen führen kann“ (2/064, V). Grund für seine Haltung ist vermutlich, dass er bereits von Institutionen enttäuscht wurde und es sich um eine Art Schutzhaltung handelt. Darauf könnte folgende Äußerung hindeuten: „wenn du ein Kind mit Behinderung hast oder Probleme hast, dann hast du erstens einmal das Gefühl, dass du auf dich alleine gelassen bist, alles was du für die Person schaffen musst oder willst, du musst kämpfen und auch wenn du diese Kämpfe durchgeführt hast, du spürst immer noch, das ist nicht das, was man bekommen sollte oder was die Personen brauchen“ (1/ 088, V). Diese Aussage weist darauf hin, dass sich Herr Mayer bereits in Situationen befand, in denen er sich für seine Tochter etwas „erkämpfen“ musste. Sein diesbezügliches Engagement, wurde in mehreren Erzählungen sichtbar (vgl. 1/030, V; 1/061, V). Beim zweiten Interview meinte er, dass er hierzu nicht von „Kampf“, sondern von „Erarbeitung“ sprechen würde (vgl. 2/078, V). Dies könnte darauf hindeuten, dass er sich mittlerweile im Projekt gut aufgehoben und unterstützt fühlt. Er äußerte weiter: „vielleicht in einem Jahr könnte ich von Wünschen sprechen“ (2/064, V). Damit er Wünsche zulassen kann, sind vermutlich ein sukzessiver Vertrauensaufbau zu den am Projekt beteiligten Personen sowie mit dem Projekt einhergehende positive Erfahrungen nötig. Als eine Sorge beschrieb die Mutter: „Abhängigkeiten von anderen Menschen, die sich dann damit halt nur auf professioneller Ebene abspielen“ (2/106, M). Anstelle einer Abhängigkeit wünscht sich Frau Mayer vermutlich vermehrt Unterstützung für ihre Tochter – sowohl im professionellen als auch informellen Rahmen.

Das für Frau Mayer zentrale Thema, was Zukunftsängste betrifft, ist „Vertrauen“ (ebd.), insbesondere „in Menschen, die die TOCHTER begleiten“ (ebd.). Diesbezüglich äußerte sie den Wunsch, „dass wir es schaffen, da gute Türen zu öffnen, die uns Vertrauen geben“ (ebd.). Möglicherweise hat sich für Frau Mayer bereits aus positiven wie auch negativen Erfahrungen

mit verschiedenen Institutionen herauskristallisiert, dass Vertrauen die Basis für Unterstützungsbeziehungen darstellt. Das Projekt „P.I.L.O.T.“ ist für Frau Mayer ein solcher Möglichkeitsraum: „das ist jetzt eine neue Türe, die aufgeht“ (1/109, M). Anzunehmen ist, dass im Zuge der Begleitung durch das Projekt bereits (Zukunfts-)Ängste abgebaut werden konnten und weiterhin werden.

4.2.5.6 Zwischenfazit

Frau Mayer sprach von Sorgen, welche die Zukunft ihrer Tochter betreffen. Diese könnten eine Erklärung für ihren Wunsch sein, dass das Projekt sowohl die künftige Arbeits- als auch Lebenszeit der Tochter aufgreift (vgl. 1/062, M). Einerseits wünscht sich Frau Mayer u. a. getrennte Tagesinhalte für sie und ihre Tochter (vgl. 1/074, M). Andererseits verspürt sie Ängste und Sorgen, welche womöglich einem Loslöseprozess entgegenwirken. Was die Ängste betrifft, meinte Herr Mayer, dass er diese nicht hat, da er den Begriff „Realität“ wählt (vgl. 1/080, V): „weil ich sehe, wie es sein könnte und meine Gedanken gehen eher in der Richtung, was kann ich tun, dass ich nicht dort ankomme“ (ebd.). Diese Aussage verdeutlicht die Eigeninitiative des Vaters. Auf der einen Seite möchte er selbst aktiv werden und seine Tochter auf ihrem Weg unterstützen. Auf der anderen Seite wünscht er sich Unterstützung durch das Projekt. Für Frau und Herrn Mayers Tochter hat die Inanspruchnahme der Mobilen Begleitung wesentliche Veränderungen mit sich gebracht. Ihre Tochter kann nun die Wochen mitgestalten (vgl. 2/090, M), was eine erweiterte Selbstständigkeit sowie Selbstbestimmung mit sich bringt. Dies bedeutet u. a. teilweise getrennte Tagesinhalte für Mutter und Tochter, was wiederum zu einer ‚Lockerung‘ der von Frau Mayer als sehr innig beschriebenen Beziehung zu ihrer Tochter beitragen kann (vgl. 1/074, M). Bezogen auf das Projekt sprach Frau Mayer von einer „neue[n] Tür, die aufgeht“ (1/109, M). Der Unterstützernetz wurde von beiden Eltern als positiv beurteilt. Dabei wurden die Präsenz ihrer Tochter während und ihr Reflektieren nach dem Unterstützernetz besonders hervorgehoben (2/022, M). Ebenso bewirkte der Unterstützernetz bei Frau Mayer, dass sie wieder „visionieren“ (2/058, M) kann. Die vordergründig positiven Entwicklungen im vergangenen halben Jahr führen zu folgender Gewichtung der Waage von Familie Mayer:

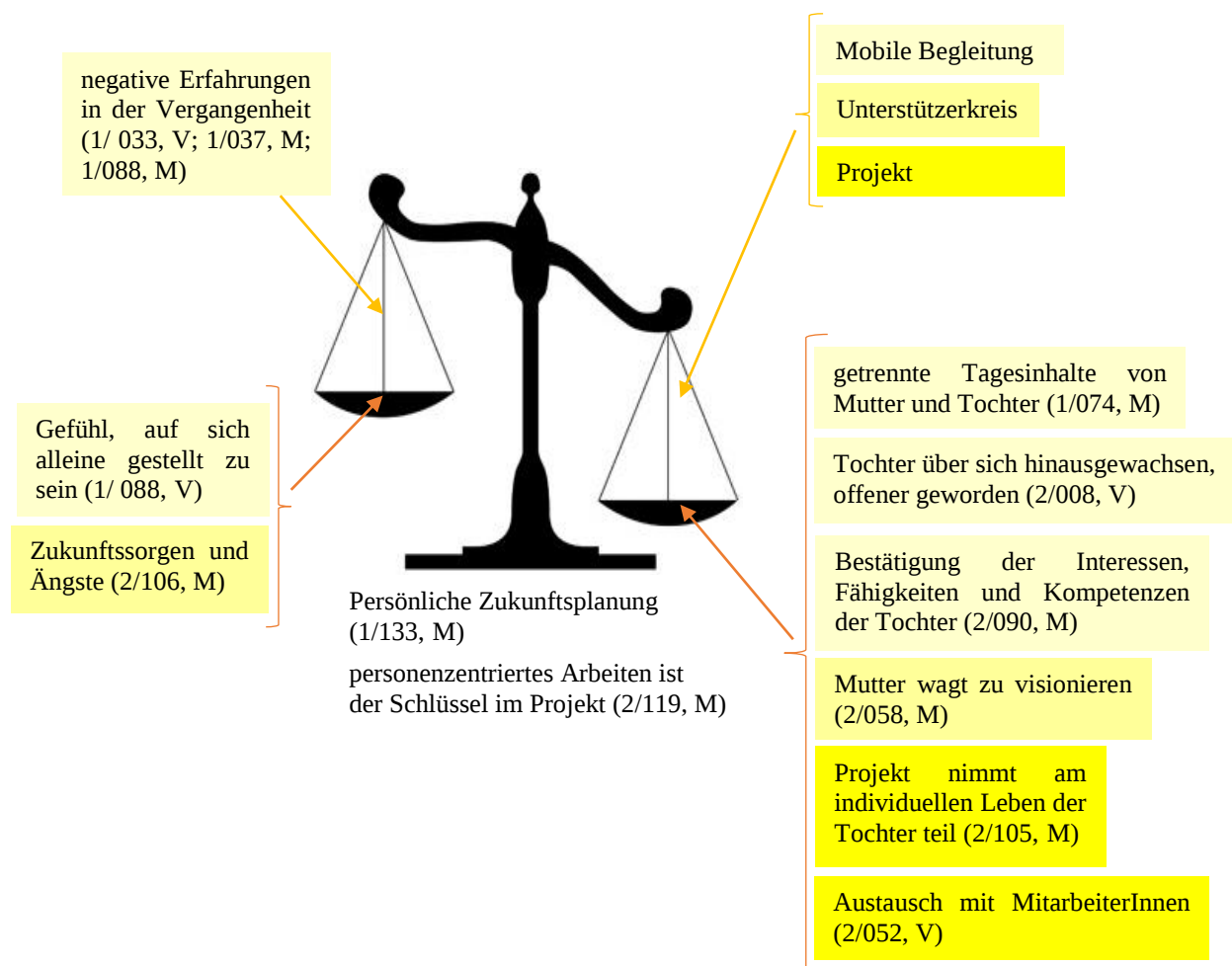


Abb. 12: Waage Familie Mayer

4.2.6 Familie Berger

Herr Berger wohnt gemeinsam mit seinem neunzehnjährigen Sohn, der eine dreieinhalb Jahre jüngere Schwester³¹ hat, in Wien (vgl. 1/010). Die Scheidung von Herrn Berger und seiner damaligen Ehefrau hat den Sohn „sehr massiv geprägt“ (ebd.). Die „teilweise sehr schlimmen Vorkommnisse“ (ebd.) aufgrund der daraufhin veränderten Lebenssituation der Mutter versucht der Sohn im Zuge einer Therapie aufzuarbeiten. Herr Berger betrachtet sich als erste und seine Tochter als zweite Hauptbezugsperson seines Sohnes (vgl. ebd.). Den Zugang zum Verein Integration Wien beschrieb der Vater wie folgt: „Aufgrund der Behinderung von SOHN, [...] habe ich einfach viele Kontakte geknüpft, [...] über irgendeine Informationsausschreibung einer Veranstaltung oder so zu Integration Wien³² gekommen“ (1/002). Das ist nun fünf bis sechs Jahre her (vgl. ebd.). Dass sich Herr Berger im Verein gut aufgehoben fühlt, wird zum einen dadurch ersichtlich, wie lange er mit seinem Sohn mittlerweile bereits bei Integration Wien ist. Zum anderen machte er dies immer wieder mit Aussagen wie „Betreuung sehr gut“ (ebd.) und „Kompetenz sehr gut“ (ebd.) deutlich.

Nach dem Kindergarten haben die Eltern den Sohn in eine Schule „gegeben, die [...] eine Art Institution für Menschen mit Behinderung ist“ (1/014). Dort verbrachte er „elf gute bis sehr gute Schuljahre“ (ebd.). Im Anschluss begann er mit einer Berufsqualifizierung im Theaterbereich, welche nicht das Richtige für ihn war, weswegen er sie wieder abgebrochen hat (vgl. 1/002, 1/014). Durch ein informierendes Gespräch mit einer Mitarbeiterin von Integration Wien in Bezug auf die Zukunft seines Sohnes, hat Herr Berger vom Projekt „P.I.L.O.T.“ erfahren (vgl. 1/002).

4.2.6.1 Blick auf das Kind

Der Sohn wurde vom Vater u. a. als humorvoll, wissbegierig und sozial enorm kompetent beschrieben (vgl. 1/020). Beim ersten Interview sprach Herr Berger von seinem erklärten Ziel, dass sein Sohn selbstständig werden soll und „lieber früher als später möglichst unabhängig von mir leben kann“ (1/012). Mittlerweile fand dahingehend eine Veränderung statt, dass der Vater von der dem Sohn zugeteilten Mitarbeiterin des Projekts Unterstützung erhält. Diese ermuntert nicht nur den Sohn, sondern auch den Vater immer wieder dazu, diesbezüglich neue Schritte zu setzen, was Herr Berger schätzt. Er empfindet es als hilfreich, dass noch eine andere Person darauf achtet und den Sohn dazu ermutigt, selbstständiger zu werden. Zum

³¹ Unklar blieb, ob die Schwester bzw. Tochter im gleichen Haushalt lebt.

³² Zu Beginn des ersten Interviews äußerte Herr Berger, dass er Integration Wien und das Elternnetzwerk synonym verwendet (vgl. 1/004).

einen meinte Herr Berger, dass die Unterstützung der Mitarbeiterin noch keine wesentlichen Veränderungen mit sich brachte. (vgl. 2/012) Zum anderen wird dem Sohn durch seinen neuen Freizeitassistenten ermöglicht, „mehr oder weniger selbstständig“ (ebd.) Aktivitäten vorzunehmen. Dies ist u. a. ein Grund dafür, dass Herr Berger die Assistenz als „wertvolle Bereicherung“ (2/022) ansieht. Gleichzeitig kann sich die erweiterte Selbstständigkeit des Sohnes förderlich auf seinen Loslöseprozess vom Vater auswirken. Daraus lässt sich schließen, dass der Sohn an Selbstständigkeit dazugewonnen hat, jedoch nicht durch das Projekt. Allerdings stellt „P.I.L.O.T.“ durch die Mitarbeiterin, welche durch ermutigende und auffordernde Worte vermutlich künftige Veränderungen unterstützt, eine Unterstützung für den Vater dar. Grundsätzlich meinte Herr Berger, dass er gelernt hat, dass dieser Prozess Zeit braucht und sie die Selbstständigkeit des Sohnes nicht aus den Augen verlieren werden (vgl. 2/014).

4.2.6.2 Eltern-Kind-Beziehung

Was die Beziehung zwischen dem Sohn und seiner Mutter betrifft, äußerte Herr Berger den Wunsch, dass sein Sohn eine „entspanntere Haltung oder einen entspannteren Umgang zur Mutter schafft“ (1/016). Wie bereits in den einleitenden Worten erwähnt, ist der Sohn diesbezüglich in therapeutischer Betreuung, wodurch „sich was bewegt“ (2/066). Bislang scheint die Mutter jedoch keine aktive Rolle im Leben des Sohnes zu spielen. Laut Herrn Berger haben er und sein Sohn eine gute Beziehung, welche sich im Zeitraum zwischen den beiden Interviews nicht verändert hat (vgl. 2/010). Bezogen auf den Loslöseprozess, hatte Herr Berger zum Zeitpunkt des ersten Interviews folgendes Anliegen: „was ich ihm wünsche ist, dass er schrittweise zu mehr Selbstständigkeit kommt, ein bisschen mehr mich loslassen kann, [...] weil es notwendig sein wird, dass er auch einfach zu einem Leben kommt, wo ich zwar immer da bin, wenn er mich braucht, aber nicht so im Alltag derjenige bin, der ihn durch den Alltag begleitet“ (1/016). Darüber hinaus erhofft sich Herr Berger von Seiten des Projekts möglicherweise Unterstützung im Loslöseprozess.

Sowohl die bereits getätigten Hilfestellungen der Mitarbeiterin in Bezug auf die Selbstständigkeit des Sohnes, als auch die Suche nach einer passenden Arbeitsstelle für sein Kind, können sich förderlich auf den Loslöseprozess auswirken. Außerdem ist dem Vater bewusst, dass es sich dabei um einen beidseitigen Prozess handelt. Was seinen Sohn betrifft, sprach Herr Berger von einer diesbezüglich ambivalenten Haltung. In einem Moment möchte der Sohn selbstständig sein und einer Arbeit nachgehen. (vgl. 1/012) Im nächsten Moment äußert er, „er wird immer bei der SCHWESTER und beim Papa leben wollen und leben

bleiben und wohnen bleiben“ (ebd.). Laut Herrn Berger befindet sich sein Sohn gerade in einer „Selbstfindungsphase“ (ebd.). Der Vater strebt einen Loslöseprozess sehr an (vgl. 2/018), aber in Bezug auf das selbstständige Unterwegssein seines Sohnes im öffentlichen Raum, hat er „diese ganz klar zu benennende Angst“ (ebd.). Als Grund dafür nannte er den gesellschaftlichen Umgang mit „Andersartigen“³³ (ebd.). Herr Berger selbst war schon in „unangenehmen Situationen bis bedrohlichen Situationen“ (ebd.). Seine Befürchtung ist, dass sein Sohn mit solchen „schlecht umgehen kann und schlicht und einfach gefährdet ist“ (ebd.). Anzunehmen ist, dass die negativen Erfahrungen des Vaters die von ihm genannte Angst bestärkt haben. Hervorzuheben ist jedoch die positive Auswirkung des Projekts auf Herrn Berger: „diese Neugierde und einen gewissen Grundoptimismus, den ich trotz allem habe, den unterstützt das Projekt schon gut, [...] weil es einfach hilft, da anzuknüpfen, ja Möglichkeiten aufzuzeigen, die ich nicht kenne“ (2/090). Auf die positiven Erfahrungen, welche der Sohn und sein Vater in dem Prozess des Selbstständigwerdens machen, kann schließlich aufgebaut werden.

4.2.6.3 Aktuelle Situation der Familie

Zu Beginn des Projekts hatte Herr Berger eine Erwartungshaltung, welche sich nicht erfüllte. Er dachte, dass das Projekt betreuungsintensiver ist, indem es mehrere und längere Termine zwischen seinem Sohn und der ihm zugeteilten Mitarbeiterin gibt (vgl. 2/002, 2/004). Daraufhin fand ein klärendes Gespräch zwischen Herrn Berger und den ProjektmitarbeiterInnen statt (vgl. 2/002). Daran wird ersichtlich, dass ein kommunikativer Austausch zwischen dem Vater und den MitarbeiterInnen von „P.I.L.O.T.“ verfolgt wird. Zum Zeitpunkt des zweiten Interviews fanden die Treffen zwischen der Mitarbeiterin und dem Sohn, welche sich laut Herrn Berger gut eingespielt haben, „mehr oder weniger zweimal in der Woche“ (ebd.) statt. Bereits beim ersten Interview wünschte sich Herr Berger einen regelmäßigen Austausch mit der Mitarbeiterin, um insbesondere über Fortschritte und Erkenntnisse am Laufenden gehalten zu werden (vgl. 1/040). Diesbezüglich war seine Erwartungshaltung, dass das „ohnehin passieren wird“ (ebd.). An dieser Äußerung wird deutlich, dass der Vater vermutlich bereits zu Projektstart Vertrauen in „P.I.L.O.T.“ hatte. Inzwischen hält sich Herr Berger im Hintergrund, außer er wird vom Sohn und/oder der Mitarbeiterin hinzugeholt: „die holen mich natürlich immer wieder zu dem einen oder anderen dazu oder geben ein kurzes Update, das passt auch von der Qualität und von der Quantität sehr gut“ (2/046). Zum einen wird hier erneut das Vertrauen sichtbar, welches er der

³³ Anzunehmen ist, dass Herr Berger mit dem von ihm gewählten Begriff „Andersartige“ u. a. Menschen mit erhöhtem Unterstützungsbedarf meint.

Arbeit der Mitarbeiterin entgegenbringt und zum anderen seine Hilfsbereitschaft, den Sohn und die Mitarbeiterin in ihren Vorhaben zu (unter-)stützen. Der Sohn von Herrn Berger war vom Mitarbeiterwechsel betroffen, den der Vater als „kleine[n] Rückschlag“ (2/002) bezeichnete. Da dieser „gut aufgefangen“ (ebd.) wurde, war das für ihn in Ordnung. Auch an dieser Stelle wird erneut deutlich, dass der Vater mit der Arbeitsweise des Projekts zufrieden zu sein scheint.

Im Zuge des ersten Interviews äußerte Herr Berger seine Erwartung, dass der „SOHN dabei begleitet und unterstützt wird, [...] eine klare Sichtweise zu entwickeln, was will ich, was gibt es für Möglichkeiten und das auch mit praktischen Erfahrungen verknüpft“ (1/034). Ebenso erhoffte er sich, dass sich das Berufsbild seines Sohnes durch das Projekt konkretisiert (vgl. 1/026). Zum einen standen beim im vergangenen halben Jahr stattgefundenen Unterstützerkreises des Sohnes folgende Themen im Fokus: „wo sind seine Interessen, seine Stärken, wie könnte man die eben in Arbeit, in Weiterbildung umsetzen“ (2/026). Zum anderen wurden dabei zwei konkrete Zielsetzungen vereinbart, wovon eine unter dem Titel „Europäischer Computerführerschein“ festgehalten wurde³⁴ (vgl. 2/024, 2/030). Grundsätzlich wurde das Unterstützertreffen von der Mitarbeiterin und dem Sohn „sehr gewissenhaft vorbereitet“ (2/024). Auch währenddessen wurde der Sohn einbezogen, indem er das Treffen (mit)moderierte (vgl. ebd.). Als „kleinen Wehrmutstropfen“ (ebd.) bezeichnete Herr Berger den Moment, als sein Sohn zwischendurch zornig wurde, da aufgrund der vorangeschrittenen Zeit versucht wurde, den Unterstützerkreis abzukürzen (vgl. 2/036). So hat dieses Zusammentreffen „emotional einen ziemlichen Knick genommen, [...] das wurde dann einigermaßen abgefangen“ (2/024). Der Ausdruck „einigermaßen“ lässt vermuten, dass sich Herr Berger einen besseren Umgang mit dieser Situation gewünscht hätte. Der Programmpunkt, den Aktionsplan zu entwerfen, ist laut Herrn Berger schließlich ein „bisschen untergegangen“ (2/028). Dieser fand allerdings in einer Folgeaktivität der Mitarbeiterin und des Sohnes seine Bearbeitung (vgl. ebd.).

Mittels eines Praktikums³⁵ konnte der Sohn bereits praktische Erfahrungen sammeln. In diesem Zusammenhang erwähnte Herr Berger auch ein bevorstehendes Vorstellungsgespräch und ein womöglich dadurch folgendes Praktikum (vgl. 2/006, 2/056): „dieses Praktikum, das er schon gemacht hat, dieses Vorstellungsgespräch, das ist genau das, was ich erwarte im Sinne von Dinge, Situationen kennenlernen“ (2/056). Das erwähnte Praktikum im IT-Bereich

³⁴ Die zweite Aktivität fiel Herrn Berger zu diesem Zeitpunkt nicht ein (vgl. 2/030).

³⁵ Laut Herrn Berger handelte es sich bei diesem Praktikum, wie es das Projekt betitelte, tatsächlich um ein Schnuppern (vgl. 2/008).

wurde von Herrn Berger als wertvolle Erfahrung bezeichnet (vgl. 2/004, 2/008): „bisschen seinen [des Sohnes; Anm. S.K.] Wunsch bestätigt, [...] in diesem relativ großen Bereich IT oder IT-Unterstützung irgendwie tätig zu werden“ (2/078). Für den Vater war es „schön zu sehen, dass das auch sozusagen von unabhängiger Seite bestätigt wird“ (ebd.), dass sein Sohn diesbezüglich eine Begabung zu haben scheint. Trotz des Praktikums ist laut Herrn Berger der Arbeitsbegriff seines Sohnes nicht klarer geworden (vgl. 2/060). Durch eine „wiederholte und auch länger andauernde“ (2/062) Tätigkeit, würde er nach Meinung des Vaters ein Verständnis dafür entwickeln. Herr Berger hält hier noch einen Lernprozess des Sohnes für notwendig: „Arbeit heißt, dass ich für eine bestimmte Sache verantwortlich bin und das mache ich dann aber über einen längeren Zeitraum“ (ebd.). Der Vater erwartet sich vom Projekt, dass Praktika nun „ein bisschen dichter oder häufiger“ (2/070) werden und es somit „verstärkt in Richtung ausprobieren geht“ (ebd.), wodurch jedoch kein Druck entstehen soll. Grundsätzlich wurde für Herrn Berger seine größte Erwartung an das Projekt erfüllt: „dass sich überhaupt etwas bewegt, ist tatsächlich einmal ein großer Punkt oder der größte Punkt in meiner Erwartung, was das bringen kann und soll, schon in Erfüllung gegangen“ (2/004).

4.2.6.4 Vorstellungen/Antizipationen Zukunft

Bis auf die in Kapitel 4.2.6.5 dargelegten Sorgen von Herrn Berger, ist er, was die Zukunft seines Sohnes betrifft, „im Großen und Ganzen [...] gespannt, wo es hingeht“ (1/022). Für ihn stellt es eine „ganz wesentliche Aufgabe“ (ebd.) seines Lebens dar, seinen Sohn zu begleiten. Ein primäres Anliegen ist es ihm, seinen Sohn auf einem guten Weg zu wissen und ihn beim Verfolgen seiner (beruflichen) Ziele zu unterstützen (vgl. ebd.). Bezogen auf eine mögliche berufliche Zukunft seines Kindes am allgemeinen Arbeitsmarkt drückte der Vater seine Skepsis aus und meinte, dass er sich das nur bedingt vorstellen kann (vgl. 2/082). Herr Berger sieht Folgendes als signifikant an: „es braucht, wie in vielen Dingen, einfach den richtigen Menschen“ (2/084). Laut Herrn Berger müssen diese Personen keine spezifische Ausbildung haben, sondern sollten „ausreichend Erfahrung einfach haben, auf dem Gebiet Menschen mit Behinderung, auch schwierige Menschen“ (1/024). In der Vergangenheit hat der Vater bereits „erlebt, dass nur gut Will sozusagen und eine gute Absicht zu wenig ist“ (ebd.). Es liegt im Aufgabenbereich des Projekts, u. a. mit dem Sohn ein für ihn passendes berufliches Tätigkeitsfeld zu finden. Zudem ist anzunehmen, dass darauf geachtet wird, dass sich der Sohn an seinem künftigen Arbeitsplatz wohlfühlt, was auch die Beziehung mit den ArbeitskollegInnen miteinschließt. Demnach kann das Projekt dabei helfen, dass der Sohn mit „den richtigen Menschen“ (2/084) zusammenarbeitet. Möglicherweise wirkt sich die Arbeit von „P.I.L.O.T.“ insofern positiv auf den Vater aus, als er in der Verfolgung eines für ihn

wichtigen Ziels Unterstützung erhält. Daraus lässt sich schließen, dass sich Herr Berger für sein Kind eine Tätigkeit am allgemeinen Arbeitsplatz vorstellen kann, wenn es dort u. a. ein wertschätzendes Umfeld vorfindet.

4.2.6.5 Sorgen/Ängste – Hoffnungen

Die Zukunft seines Sohnes betreffend sprach Herr Berger neben der in erster Linie verspürten Neugierde und seinem grundsätzlichen Optimismus von Ausnahmesituationen, wo „dunkle Wolken gedanklich aufziehen“ (1/022). Damit assoziiert er vermutlich die von ihm beobachteten gesellschaftlichen Entwicklungen. Er ist der Ansicht, dass die Gesellschaft immer polarisierter wird und „Andersartige“ (2/088) zunehmend einen „schweren Stand haben“ (ebd.). Ebenso Sorge bereitet ihm der wirtschaftliche Druck, welcher „in den Jahren [...] exponentiell zunimmt“ (ebd.). Deshalb wird es laut Herrn Berger für Menschen mit erhöhtem Unterstützungsbedarf immer schwerer, diesen erschwerten Bedingungen standzuhalten (vgl. ebd.): „Menschen wie der SOHN, die halt schon von Haus aus weniger an Anpassungsfähigkeit oder weniger an Rüstzeug mitbringen, da immer mehr durch den Rost fallen“ (ebd.). Ferner werden laut Herrn Berger die beruflichen Tätigkeiten immer spezialisierter, anspruchsvoller und erfordern mehr Ausbildung und Wissen. Des Weiteren wird unter schwereren Rahmenbedingungen mehr Arbeit in weniger Zeit gefordert (vgl. ebd.): „das heißt, da geht die Kluft eigentlich aus meiner Sicht auf und wird sich nur schwer schließen lassen, trotz Begleitung³⁶“ (ebd.). Trotz der beschriebenen Sorgen sprach Herr Berger von einem positiven Einfluss des Projektes: „freue mich dann immer, wenn ich eben so engagierte Menschen wie zum Beispiel hier³⁷ [...] erlebe, die wo man den Eindruck hat, ja das passt, das ist nicht überkandidelt, das ist fundiert und hier gibt es Ideen und da bemühen sich Menschen und solange es so etwas gibt, bin ich grundsätzlich optimistisch“ (1/022). Dies verdeutlicht, dass u. a. das Projekt den Vater in seiner optimistischen Denkweise unterstützt und er dadurch vermutlich mehr zu hoffen wagt.

Im ersten Interview erzählte Herr Berger von der direkten Art seines Sohnes, welche er als positiv ansieht: „ich habe durch und von ihm ganz viel gelernt, [...] Grundeigenschaft, Sohn unheimlich zäh ist, wenn ihm etwas wichtig ist, dass er dran bleibt auch, dass er seine Meinung sagt“ (1/010). Jedoch hat er diesbezüglich auch Bedenken im Kontext der (auszubauenden) Selbstständigkeit seines Sohnes (vgl. 1/012). Wenn Herr Berger den „Umgang in der Gesellschaft untereinander“ (ebd.) wahrnimmt, sieht er die Eigenschaft seines

³⁶ Vermutlich meint Herr Berger mit der genannten „Begleitung“ eine Assistenz am Arbeitsplatz.

³⁷ Anzunehmen ist, dass Herr Berger damit die MitarbeiterInnen von Integration Wien sowie „P.I.L.O.T.“ meinte, da dieses Interview in den Räumlichkeiten des Vereins geführt wurde.

Sohnes, unreflektiert seine Meinung zu äußern, als „eine heikle Sache“ (ebd.) an. Diesbezüglich möchte er, dass sich etwas ändert, weiß jedoch nicht „wie wir das in den Griff kriegen“ (ebd.) sollen. Da sich an seiner Sichtweise bezüglich der Zukunft seines Sohnes nichts verändert hat (vgl. 2/086), ist anzunehmen, dass sich auch in dieser Hinsicht für den Vater keine Veränderungen ergeben haben. Jedoch äußerte er, dass er mit seinem Sohn diesbezügliche Gespräche führt: „dass es ein Unterschied ist, wie er mit mir oder mit nahestehenden Personen im geschützten Raum spricht oder sich verhält und wie er sich im öffentlichen Raum verhält, wo halt nicht der Papa dabei ist, der ihn zur Not beschützt oder jemand anderer, der halt seine Begleitung ist“ (2/022). Zum einen scheint sich Herr Berger sichtlich Sorgen zu machen, dass seinem Sohn etwas zustoßen könnte, wenn er alleine im öffentlichen Raum unterwegs ist. Zum anderen möchte er die Selbstständigkeit des Sohnes unterstützen und fördern. Da Herr Berger, wie bereits erwähnt, diesbezüglich keine Lösung weiß, erhofft er sich vermutlich eine Hilfestellung von Seiten des Projekts.

4.2.6.6 Zwischenfazit

Für Herrn Berger scheint das Thema Selbstständigkeit zentral zu sein. Einerseits macht sich der Vater Sorgen in Bezug auf das selbstständige Unterwegssein seines Sohnes im öffentlichen Raum. Andererseits erfährt er, durch die Tätigkeit des Freizeitassistenten und u. a. durch ermunternde Worte der Mitarbeiterin des Projekts „P.I.L.O.T.“, Unterstützung im Ausbau der Selbstständigkeit seines Kindes. Grundsätzlich scheint die Arbeit des Projekts positive Auswirkungen zu haben. Nicht nur die Ermöglichung des bereits absolvierten Praktikums und das geplante Vorstellungsgespräch tragen dazu bei, dass bezüglich der Zukunft des Sohnes Schritte gesetzt werden. Die Erwartungen von Herrn Berger wurden umgesetzt, da seinem Sohn ermöglicht wurde, im Zuge des Projekts Erfahrungen zu sammeln und sich über sein künftiges berufliches Tätigkeitsfeld klarer zu werden. Zudem kann auch der Unterstützerkreis dazu beigetragen haben, da dieser seine Interessen, seine Stärken und deren Umsetzung in Arbeit und Weiterbildung zum Thema hatte (vgl. 2/026). Bezogen auf eine mögliche künftige Tätigkeit des Sohnes am allgemeinen Arbeitsmarkt scheint Herr Berger eine ambivalente Haltung zu haben. Auf der einen Seite bereiten ihm der gesellschaftliche Umgang mit „Andersartigen“ (2/018) sowie der wirtschaftliche Druck Sorgen (vgl. 2/018, 2/088). Auf der anderen Seite bestärkt ihn das Projekt darin, positiv in die Zukunft zu blicken: „diese Neugierde und einen gewissen Grundoptimismus, den ich trotz allem habe, den unterstützt das Projekt schon gut“ (2/090). Laut dem Vater geht das Projekt „in die Richtung, wohin geht es im Leben, insbesondere zum Thema eben Arbeit, Beschäftigung“ (2/046). Herr Berger drückte seine Zufriedenheit mit dem Projekt u. a.

dadurch aus, dass er die Betreuung und Kooperation mit „P.I.L.O.T.“ lobenswert erwähnte (vgl. 2/092). Die vorherrschend positiven Entwicklungen im vergangenen halben Jahr führen zu folgender Waagengrafik von Familie Berger:

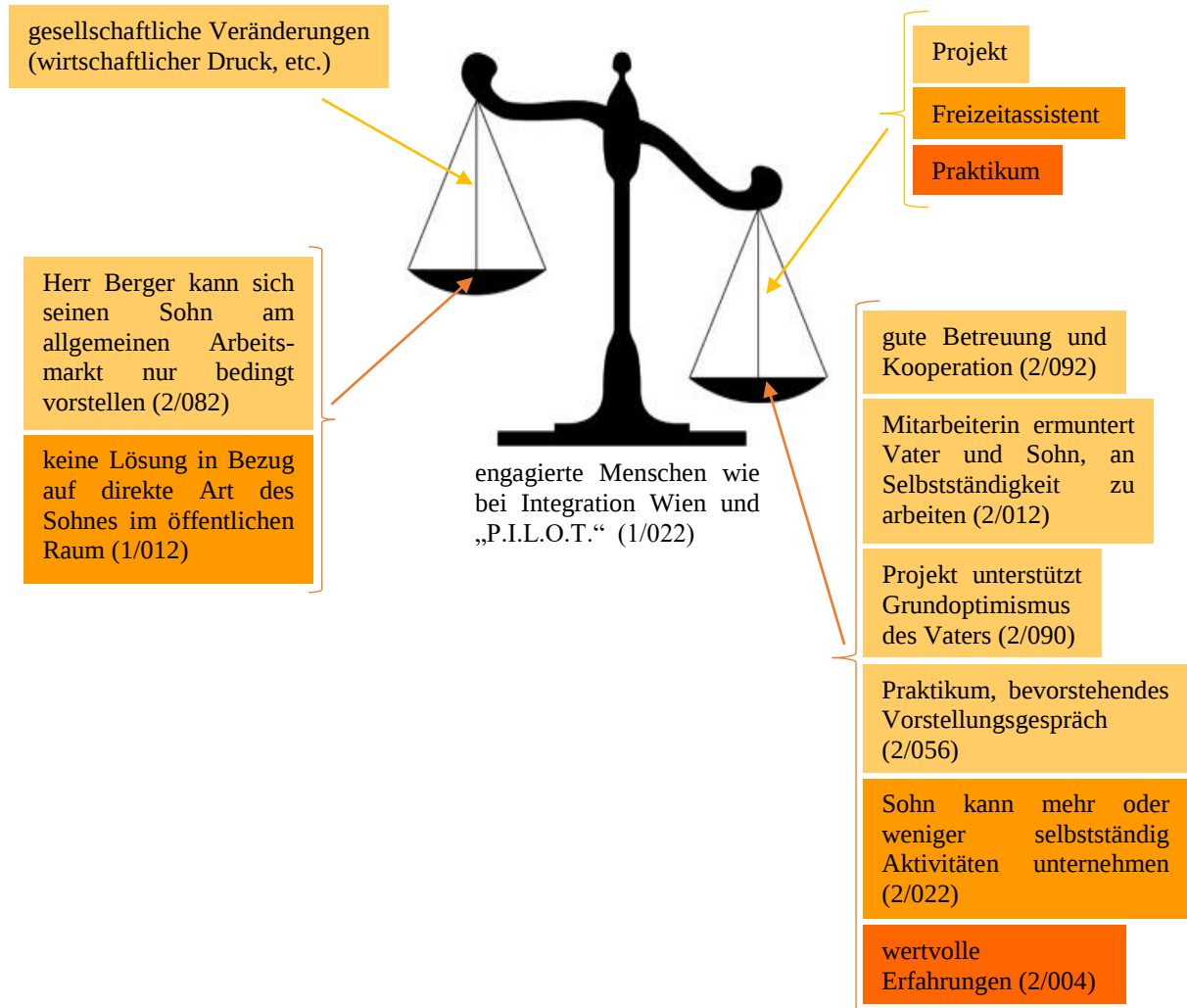


Abb. 13: Waage Familie Berger

4.3 Zusammenfassung der Ergebnisse zu den Kategorien

Folglich findet die Erläuterung des konzipierten Endmodells statt, um in der anschließenden Zusammenschau der Elternkapitel darauf Bezug nehmen zu können:

Die Familien der jungen Menschen mit erhöhtem Unterstützungsbedarf stellen mit ihrer individuellen Geschichte und ihren Bedürfnissen die Basis für das Modell dar. Das Leben der jungen Erwachsenen wird mittels Stufen dargestellt, wobei die Lebensphase der Adoleszenz sowie ihre (berufliche) Zukunft im Vordergrund stehen und die Kindheit nur angedeutet wird. Der (berufliche) Übergang kann mit dem Bild einer Brücke wiedergegeben werden, um zu verdeutlichen, dass es sich hierbei um einen längerfristigen Prozess handelt, welcher in der Adoleszenz seinen Ursprung hat und in die (berufliche) Zukunft der jungen Erwachsenen führt. Hervorzuheben sind hierbei die Eltern der jungen Erwachsenen, welche den gesamten Prozess begleiten sowie darauf einwirken. Zum einen nehmen sie im Übergangsprozess die Rolle als Hilfe- und Ratsuchende ein und suchen die Unterstützung der ProfessionistInnen. Diese begleiten wiederum helfend die Familien im Übergangsprozess und stehen bei der beruflichen Orientierung zur Seite. Zum anderen nehmen die Eltern in ihrer Rolle als ExpertInnen ihrer Kinder einen für die ProfessionistInnen unterstützenden Part ein. Damit die Eltern die Herausforderungen bewältigen können, die durch den Übergangsprozess entstehen, suchen sie einerseits Halt und Unterstützung bei ihrem sozialen Netz, welches u. a. aus Freunden und Familie bestehen kann. Andererseits wirkt das Konzept der Persönlichen Zukunftsplanung unterstützend auf die Eltern, welches zugleich von den ProfessionistInnen herangezogen wird.

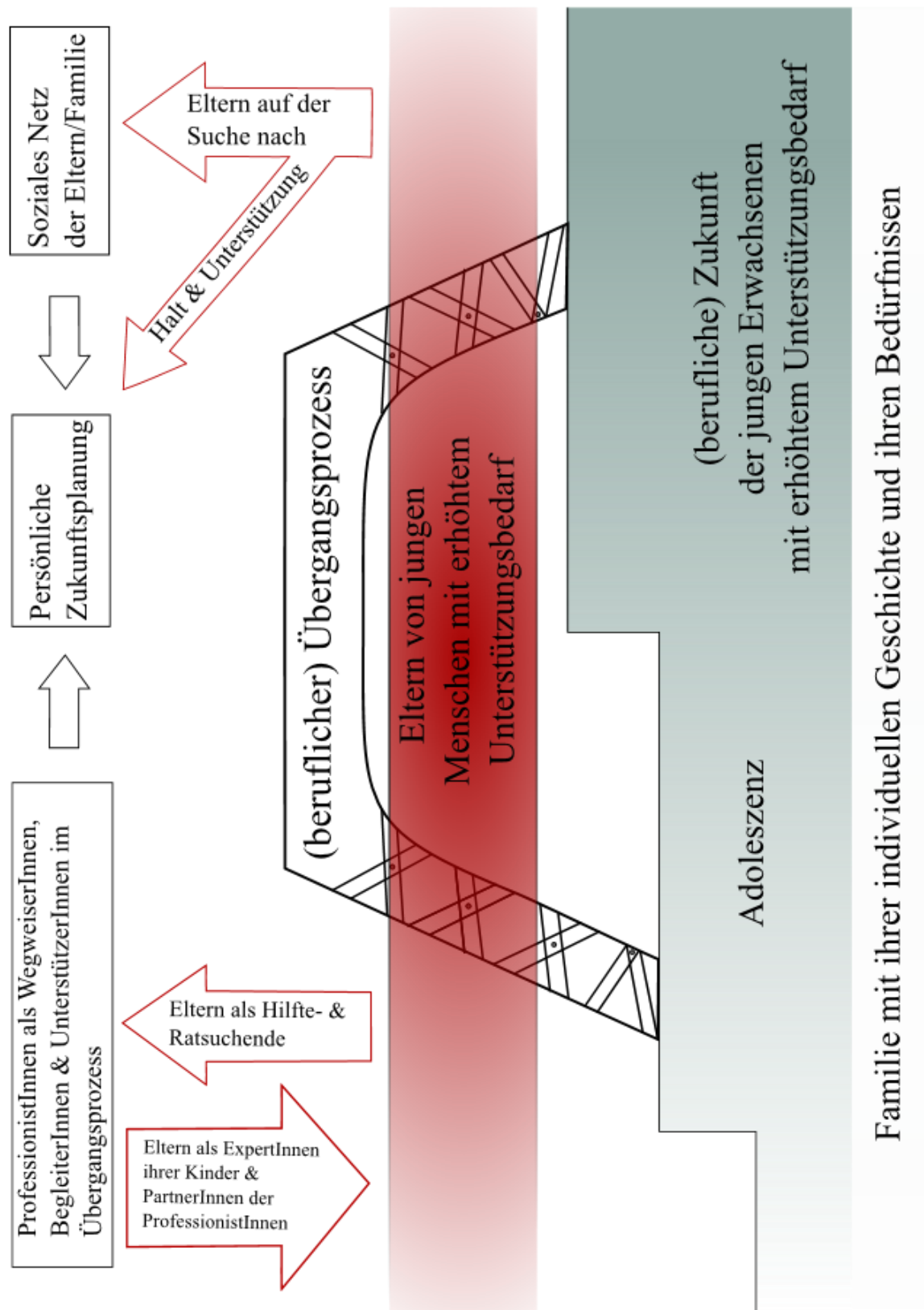


Abb. 14: Grafische Darstellung zur Bedeutung elterlicher Unterstützung im Übergangsprozess junger Erwachsener mit erhöhtem Unterstützungsbedarf

Ausgehend von der Auswertung und Interpretation der Daten findet nun eine Zusammenschau der Elternkapitel statt, welche sich auf das Endmodell bezieht und in jene Kategorien gegliedert ist, die bereits für die Elternkapitel herangezogen wurden. Im Anschluss daran wird diese mittels einer Waagengrafik visuell dargestellt. Vordergründig ist zu erwähnen, dass sich die Familien in unterschiedlichen Lebenssituationen und dadurch auch in verschiedenen Stadien im (beruflichen) Übergangsprozess ihrer Kinder befinden. Dies kann u. a. damit zusammenhängen, ob bzw. welche Bildungseinrichtungen und Tagesstrukturen ihre Töchter und Söhne mit erhöhtem Unterstützungsbedarf besuchen. Ereignisse im Leben der Familien, zum Beispiel Krankenhausaufenthalte, beeinflussen ebenso den (beruflichen) Übergangsprozess der jungen Erwachsenen und ihre Familien. Die eben beschriebenen Aspekte, welche auf die familiäre Situation Einfluss nehmen, werden im Endmodell unter dem Punkt „Familie mit ihrer individuellen Geschichte und ihren Bedürfnissen“ zusammengefasst.

4.3.1 Blick auf das Kind

Die Eltern teilten ihren Wunsch mit, dass ihre Kinder zunehmend an Selbstständigkeit gewinnen sollen. Dadurch stellte sich der Bereich der Selbstständigkeit als zentral heraus. Dem stehen teilweise damit verbundene Sorgen und Ängste entgegen. Die Eltern sehen es u. a. als ihre Aufgabe an, diesbezüglich Entwicklungsschritte zu setzen. Einerseits können sie die Selbstständigkeit ihrer Kinder fördern, indem sie diese darin bestärken und (schrittweise) loslassen. Andererseits besteht die Gefahr, dass sie diese aufgrund von Sorgen und Ängsten behindern und auf ihrer Tochter bzw. ihrem Sohn „draufhocken“ (E1_1/059, V).

Überwiegend wurde im Zuge der zweiten Erhebungsphase eine Entwicklung in Bezug auf die Selbstständigkeit der jungen Erwachsenen mit erhöhtem Unterstützungsbedarf deutlich. Als Grund dafür nannten die Eltern u. a. das Projekt „P.I.L.O.T.“. Insbesondere die Arbeit der MitarbeiterInnen, aber auch die Unterstützerkreise, an denen sie teilgenommen haben, wurden für diesen Entwicklungsprozess als förderlich angesehen. Wie anhand des Endmodells ersichtlich wird, formieren sich im Unterstützerkreis das professionelle und informelle Netzwerk der jungen Erwachsenen mit erhöhtem Unterstützungsbedarf, was u. a. für die Gestaltung zukunftsbezogener Pläne hilfreich zu sein scheint. Aus der Sicht dreier Eltern haben die Unterstützungsleistungen der Mobilen Begleitung bzw. Freizeitassistenz zur Selbstständigkeit ihrer Kinder beigetragen. Anzunehmen ist, dass sowohl von Seiten der Eltern als auch der jungen Erwachsenen ein Wunsch nach Veränderung in Richtung größerer Selbstständigkeit hilfreich ist, damit eine entsprechende Entwicklung stattfinden kann. Die

Unterstützung der Selbstständigkeit des jungen Erwachsenen – besonders von Seiten der Eltern – kann dazu führen, dass die Person sich ermutigt und gestärkt fühlt, selbstständig etwas auszuprobieren. Mögliche Erfolgserlebnisse können sich positiv auf das Selbstwertgefühl des jungen Menschen mit Beeinträchtigung auswirken. Daraus kann wiederum der Mut gefasst werden, die eigene Selbstständigkeit weiter auszubauen. Das Wissen um die Unterstützung der Eltern verleiht in diesem Prozess der Reifung den jungen Erwachsenen Halt und Sicherheit. Die Bedeutung der Eltern im Leben und somit auch beim (beruflichen) Übergangsprozess der jungen Erwachsenen wird ebenfalls anhand des Endmodells durch ihre zentrale Position verdeutlicht. Ein weiterer Aspekt, den zwei Elternpaare nannten, war eine Entwicklung bei ihren Kindern im Hinblick auf deren Verständnis von Arbeit, die beobachtet werden konnte. Dafür ausschlaggebend waren Erfahrungen u. a. in Form von Praktika.

4.3.2 Eltern-Kind-Beziehung

Überwiegend erzählten die Eltern von einer engen Beziehung zu ihren Kindern. Durchwegs waren sie sich einig, dass sich hinsichtlich des Projektverlaufs keine Veränderungen der Eltern-Kind-Beziehungen ergaben. Jedoch nahmen sie Veränderungen durch die Inanspruchnahme der Mobilen Begleitung bzw. Freizeitassistenz wahr, weil es dadurch möglich wurde, dass die jungen Erwachsenen und ihre Eltern getrennten Tagesinhalten nachgehen können. Ferner wurde die Pubertät als Grund für Veränderungen der Eltern-Kind-Beziehung genannt. Private Begebenheiten wie der Auszug eines Geschwisterkindes aus dem Elternhaus oder Krankenhausaufenthalte wirkten sich ebenso auf die Eltern-Kind-Beziehung aus, da diese zu einer Intensivierung der Beziehung führten.

Dem Thema ‚Loslassen‘ wurde eine große Relevanz zugesprochen. Die Eltern äußerten den Wunsch nach einem Loslöseprozess, dem, wie im Bereich ‚Selbstständigkeit‘, zum Teil Sorgen wie auch Ängste gegenüberstehen. Beispielsweise sprach ein Vater, bezogen auf das selbstständige Unterwegssein seines Sohnes im öffentlichen Raum, von einer „ganz klar zu benennende[n] Angst“ (E6_2/018). Damit ein (sukzessives) Loslassen möglich wird, äußerten die Eltern u. a. das Anliegen nach mehr Vertrauen sowie Sicherheit. Zudem nannten sie einen stärkeren Kontakt ihres Kindes zu Gleichaltrigen und den Wunsch, an vertrauensvolle Personen zu gelangen. Anhand des Endmodells kann gedeutet werden, dass mit den von ihnen genannten Personen sowohl Menschen aus dem informellen wie auch professionellen Netzwerk gemeint sind, die den Eltern Halt sowie Unterstützung im (beruflichen) Übergangsprozess ihrer Kinder geben. Zum Zeitpunkt der zweiten Erhebungsphase wurde bei

manchen der Familien eine Entwicklung im Loslöseprozess festgestellt. Beispielsweise wies folgende Äußerung auf eine Entwicklung im Loslöseprozess einer Familie hin: „ja, ich traue der TOCHTER immer mehr zu, eigenständige Wege zu gehen“ (E2_2/026, M). Bei anderen Familien zeigte sich der Loslöseprozess u. a. darin, dass die Eltern den Kindern Entscheidungen überließen, welche sie selbst nicht guthießen, sodass sie ihnen dadurch Selbstverantwortung zusprachen. Hierdurch brachten sie ihnen ein Stück weit Vertrauen darin entgegen, dass sie für ihre eigenen Handlungen Verantwortung übernehmen (können). Hervorzuheben ist, dass die Themen ‚Selbstständigkeit des Kindes‘ und ‚Loslassen‘ des Öfteren gemeinsam erwähnt wurden. Dies weist darauf hin, dass eine vermehrte Selbstständigkeit der jungen Menschen mit erhöhtem Unterstützungsbedarf ihre Eltern darin ermutigen und unterstützen kann, im Loslöseprozess voranzukommen. Neben einer erweiterten Selbstständigkeit der jungen Erwachsenen scheinen sich sowohl die Eigeninitiative von Seiten der Tochter bzw. des Sohnes im Loslöseprozess als auch das Bewusstsein dafür, dass das eigene Kind erwachsen wird/ist, förderlich auf den Loslöseprozess auszuwirken.

4.3.3 Aktuelle Situation der Familie

Grundsätzlich ist das Projekt im Alltag der Familien angekommen, indem – ausgenommen im Falle einer Teilnehmerin – regelmäßige Treffen zwischen den MitarbeiterInnen und TeilnehmerInnen stattfinden. Der Mitarbeiterwechsel, von dem drei Familien unmittelbar betroffen waren, wurde u. a. als „kleiner Rückschlag“ (E6_2/002) bezeichnet. Dieser wirkte sich insofern aus, als ein erneutes Kennenlernen zwischen dem neuen Mitarbeiter und den TeilnehmerInnen vonnöten war, was teilweise Verzögerungen im Voranschreiten des Projekts mit sich brachte. Eine Mutter äußerte hierzu, dass sie den Eindruck habe, zum Zeitpunkt des zweiten Interviews im Projekt noch an demselben Punkt zu stehen wie zur Zeit der ersten Erhebungsphase, dies begründete sie mit dem Mitarbeiterwechsel. Ein weiterer Elternteil war ebenfalls der Auffassung, dass sie sich noch am Beginn des Projektes befinden, was jedoch mit dem langen Krankenhausaufenthalt und Genesungsprozess des Sohnes zu tun hatte. Zudem wirkte sich der Mitarbeiterwechsel auf zwei Mütter aus, welche mit ihren Kindern nicht unmittelbar davon betroffen waren. Eine dieser beiden stellte den Mitarbeiterwechsel als ein Ereignis dar, welches „man mitverarbeitet und mitnimmt“ (E5_2/048, M). Anhand des Endmodells wird deutlich, dass die Eltern eine Rolle im Austausch zwischen den MitarbeiterInnen des Projekts „P.I.L.O.T.“ und den jungen Erwachsenen mit erhöhtem Unterstützungsbedarf einnehmen, wodurch Veränderungen im Projekt auch Auswirkungen auf ihre Person haben.

Die Mehrheit der TeilnehmerInnen hatte bereits einen Unterstützerkreis. Die vordergründig positive Haltung der Eltern gegenüber den erlebten Unterstützertreffen wurde beispielsweise durch folgende Formulierungen erkenntlich: „Meilenstein“ (E5_2/081, M), „großartige[s] Event“ (E2_2/014, V) und „richtige Dusche für die Tochter an also an Wertschätzung“ (E2_2/046, M). Zwei der Unterstützerkreise hatten die berufliche Zukunft der TeilnehmerInnen zum Thema. Daraus entstanden neue Ideen für die künftige Erwerbstätigkeit der jungen Erwachsenen mit erhöhtem Unterstützungsbedarf. Ein Vater hatte die Erwartung, dass es beim Unterstützerkreis seines Sohnes „konkret um Arbeitsplatz gehen wird und das Suchen um eine mögliche Stellung oder irgendwie Firmen, die da offen und aufgeschlossen sind“ (E1_2/378, V), was seines Erachtens nach nicht eingetroffen ist. Im Hinblick auf die berufliche Zukunft der jungen Erwachsenen wurden insofern Veränderungen deutlich, als bereits die Hälfte der TeilnehmerInnen Praktika absolvierte, welche u. a. durch das Projekt „P.I.L.O.T.“ ermöglicht wurden. Bei zwei der jungen Erwachsenen führten diese laut ihren Eltern zu einem besseren Verständnis von Arbeit.

4.3.4 Vorstellungen/Antizipationen Zukunft

Der Großteil der Eltern äußerte das Anliegen, dass sie ihre Kinder auf ihrem Weg in die Zukunft begleiten sowie unterstützen möchten. Zudem wurde die Verantwortung, welche sie gegenüber ihren Töchtern und Söhnen verspüren, deutlich. Anhand des Endmodells wird nicht nur die Präsenz der Eltern während des Übergangsprozesses sichtbar. Auch ihr Beitrag, welchen sie während des gesamten Prozesses leisten (können), zeigt sich darin. Mit ihrer Rolle als ExpertInnen ihrer Kinder und PartnerInnen der ProfessionistInnen können sie positiv auf den (beruflichen) Übergangsprozess ihrer Kinder einwirken. Im Hinblick auf eine mögliche berufliche Tätigkeit der jungen Erwachsenen am allgemeinen Arbeitsmarkt war bei der Mehrheit der Eltern eine gewisse Ambivalenz zu erkennen. Für manche von ihnen schien das Thema noch in weiter Ferne zu liegen. Die damit verbundenen Sorgen bezogen sich u. a. auf die Leistungsgesellschaft. Von zentraler Bedeutung ist für die Eltern, dass ihre Kinder keiner beruflichen „Alibitätigkeit“ (E5_2/099, M) nachgehen und es den ArbeitskollegInnen nicht gleichgültig ist, ob sie auf der Arbeit erscheinen. Darüber hinaus wurde der Wunsch geäußert, dass die Töchter bzw. Söhne einen gesellschaftlichen Beitrag leisten und einer Tätigkeit entsprechend ihren Kompetenzen nachgehen können sowie gebraucht werden.

In Hinblick auf das Projekt „P.I.L.O.T.“ drückten zwei Elternteile den Wunsch aus, dass es „nicht nur Arbeitszeit, sondern auch Lebenszeit“ (E5_2/062, M) umfasst: „wenn man jetzt schon inklusiv denkt, dann gehört das Wohnen auf jeden Fall für mich dazu“ (E4_2/122, M).

Ebenso sollte ihrer Auffassung nach der Bereich ‚Freizeit‘ im Zuge des Projekts abgedeckt werden. Ferner wurde deutlich, dass das Projekt zusammen mit den Unterstützernetzen zu konkreteren sowie optimistischeren Zukunftsvorstellungen verholfen hat. Beispielsweise äußerte eine Mutter hierzu, dass das „das Projekt diesen Traum, den ich habe, stärkt“ (E2_2/080, M). Bezogen auf die weitere Planung der Zukunft ihrer Kinder erwähnten manche der Eltern den Wunsch nach (weiterer) Unterstützung durch das Projekt und die darin inbegriffenen Unterstützernetze. In diesem Falle wird die Rolle der Eltern als Hilfesuchende erkennbar, welche auch im Endmodell dargestellt wird.

4.3.5 Sorgen/Ängste – Hoffnungen

Einzelne Eltern nannten bezüglich mancher Verhaltensweisen ihrer Kinder u. a. im öffentlichen Raum ihre Bedenken. Ferner verspüren sie großteils Sorgen hinsichtlich der Zukunft ihrer Kinder. Dass diese Sorgen teils mit starken Emotionen verbunden sind, wird anhand folgender Äußerungen deutlich: „das bewegt mich“ (E2_1/085, V), „will gar nicht so viel nachdenken darüber“ (E4_2/132, M) und „macht mich traurig, [...] verliere ich Kraft“ (E5_2/106, M). Ebenso verspüren sie Bedenken angesichts des künftigen Lebens ihrer Kinder außerhalb des Elternhauses und der Zeit, in der sie ihnen keine Unterstützung mehr sein können. Darüber hinaus wurde die Befürchtung über eine (mögliche) Abhängigkeit des eigenen Kindes im Kontext professioneller Leistungen angesprochen.

Trotz alledem sind die Eltern mehrheitlich optimistisch und hoffnungsvoll, wenn es um die Zukunft ihrer Kinder geht. Diese Einstellung ist u. a. auf die Arbeit von „P.I.L.O.T.“ zurückzuführen. Überdies sind sie, trotz mancher Skepsis und Sorgen, bezogen auf die künftigen Tätigkeiten ihrer Kinder am allgemeinen Arbeitsmarkt optimistisch, was ebenfalls mit der Projektarbeit – inbegriffen die Teilnahme an den Unterstützernetzen – zusammenhängt. Das Konzept der Persönlichen Zukunftsplanung, welchem im Projekt große Bedeutung beigemessen wird, trägt ebenfalls zu dieser positiven und zuversichtlichen Haltung der Eltern bei. So äußerte eine Mutter, dass sie, seit sie die Persönliche Zukunftsplanung kennt, im Hinblick auf die Zukunft ihres Sohnes „guten Mutes“ (E1_1/148, M) ist. Mit Blick auf das Endmodell wird deutlich, dass die ProfessionistInnen und das Konzept der Persönlichen Zukunftsplanung – insbesondere der Unterstützernetz – sowie das soziale Netz im (beruflichen) Übergangsprozess unterstützend auf die Eltern einwirken. Ihre Unterstützung kann dazu beitragen, dass Eltern optimistischer werden, was die (berufliche) Zukunft ihrer Kinder betrifft, was sich wiederum positiv auf den Loslöseprozess auswirken kann.

Festzuhalten ist, dass sich die Eltern Veränderungen im Leben ihrer Kinder und somit auch ihrer Familie wünschen. Diese erhoffen sie sich (teilweise) nicht nur im Bereich Arbeit, sondern auch im Kontext von Wohnen und Freizeit. Um die (erheblichen) Veränderungen meistern zu können, bauen sie darauf, Unterstützung von Seiten des Projekts „P.I.L.O.T.“ zu erhalten. Durch die Arbeit der MitarbeiterInnen und regelmäßig stattfindende Unterstützernetze versprechen sie sich, dass sich neue Möglichkeiten eröffnen. Hingegen verspüren die Eltern Sorgen, Ängste sowie auch Respekt vor diesem Übergangsprozess und dem damit verbundenen Prozess des Loslassens. Teilweise sind bereits Unterstützungserwartungen der Eltern an „P.I.L.O.T.“ erfüllt worden. Das Projekt verleiht ihnen Halt und Mut, sich auf die mit dem Übergangsprozess verbundenen Veränderungen einzulassen. Zudem sind die Eltern vom Konzept der Persönlichen Zukunftsplanung überzeugt, was wiederum zu ihrer positiven Einstellung beiträgt. Im Hinblick auf die Veränderungen von der ersten zur zweiten Erhebungsphase wird deutlich, dass sich die Eltern bereits auf Veränderungsschritte betreffend der Zukunft ihrer Kinder eingelassen haben. Ferner wurden in den Unterstützernetzen weitere Schritte zur Verfolgung der Zukunft betreffender Ziele formuliert. Anhand folgender Waagegrafik wird die vordergründig positive Entwicklung im vergangenen halben Jahr noch einmal verdeutlicht:

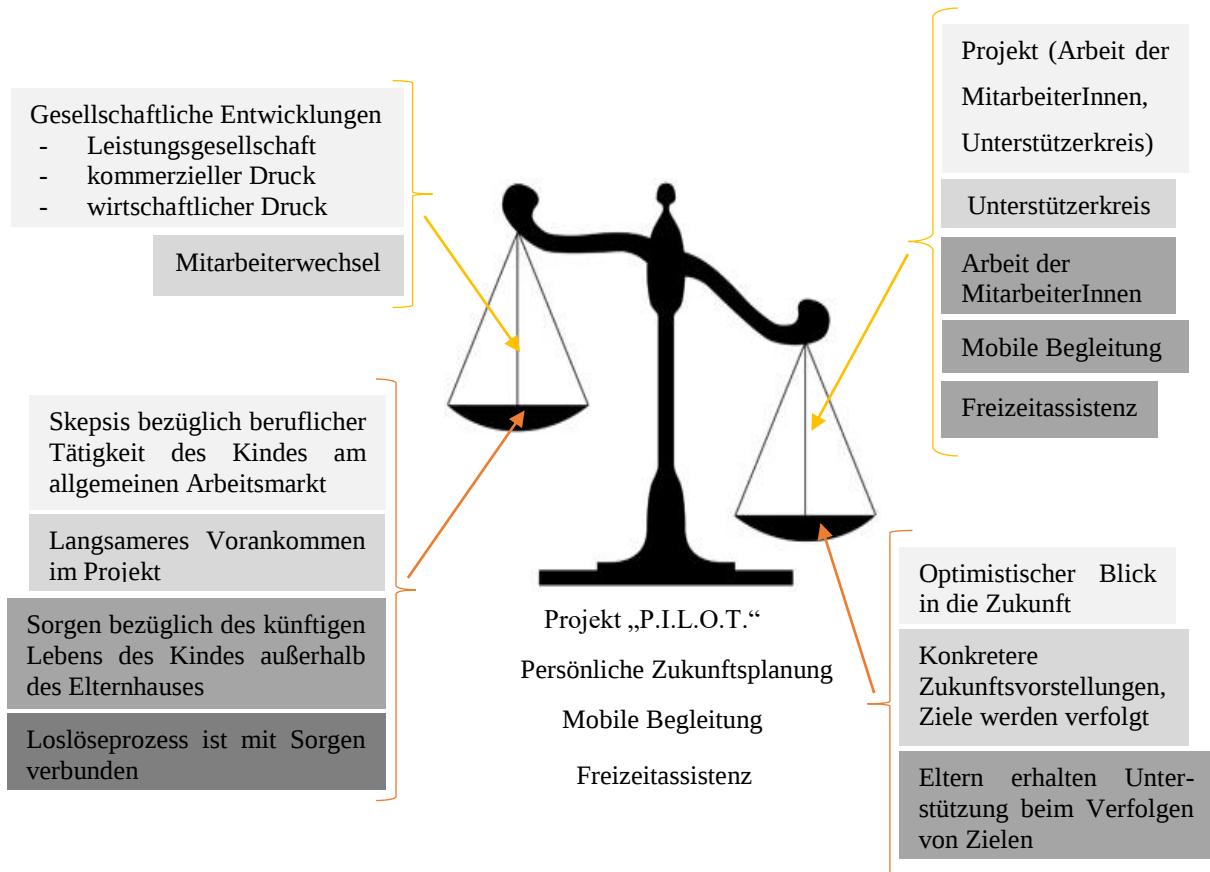


Abb. 15: Waage – Gesamtdarstellung aller Familien

Abschlussgedanken und Ausblick

Damit der (berufliche) Übergangsprozess junger Menschen mit erhöhtem Unterstützungsbedarf von der Schule ins Berufsleben erfolgreich bewältigt werden kann, erwähnen Koenig et al. (2010, 192) u. a. die Involvierung der Eltern in Entscheidungsprozesse. Dies verdeutlicht, dass nicht nur die jungen Erwachsenen, sondern auch ihre Eltern vom Übergangsprozess betroffen sind. Wie bereits erläutert, verspüren die Eltern der TeilnehmerInnen des Projekts „P.I.L.O.T.“ eine gewisse Ambivalenz im Hinblick auf den (beruflichen) Übergangsprozess ihrer Kinder. Sie befinden sich zwischen dem Bedürfnis nach Sicherheit auf der einen Seite, was für das Beibehalten gewohnter Lebensweisen spricht. Auf der anderen Seite wünschen sie sich Veränderungen, welche Herausforderungen – u. a. im Zuge des damit einhergehenden Loslöseprozesses – mit sich bringen. Folgende Äußerung einer Mutter verdeutlicht dies: „die Idee ist schon, ihn da halt raus zu lassen in die Welt ja, ist halt immer wieder schwer“ (E1_1/053, M). Diese Ambivalenz spiegelt das Modell der Pendelbewegung wider (vgl. 4.1.1). Auch Timmons et al. (2004, 20) zeigen mit Verweis auf Thorin et al. (1996) diese Ambivalenz von Seiten der Eltern auf: Einerseits möchten die Eltern Möglichkeiten schaffen, um die Unabhängigkeit ihrer Kinder zu fördern, andererseits wünschen sie sich Sicherheit und Stabilität für ebendiese.

Die Eltern der TeilnehmerInnen des Projekts „P.I.L.O.T.“ wurden in ihrer bisherigen Elternschaft immer wieder selbst initiativ, um ihren Kindern mehr Möglichkeiten bieten zu können. Bezogen auf die Initiierung des Projekts äußerte ein Vater: „also war irgendwie die Sicht, wenn es wir nicht machen, die anderen machen es uns nicht (lacht)“ (E3_1/010, V). Ein anderer Vater schilderte: „wenn du ein Kind mit Behinderung hast oder Probleme hast, dann hast du [...] das Gefühl, dass du auf dich alleine gelassen bist“ (E5_1/088, V). Anhand dieser Interviewauszüge wird deutlich, dass sich die Eltern bei der Bewältigung vielfältiger Herausforderungen oft alleine gelassen fühlen und das Empfinden haben, selbst Schritte der Veränderung setzen zu müssen, um einen Fortschritt herbeizuführen. Aus diesem Grund entwickeln sie im Laufe ihrer Elternschaft u. a. eine Bewältigungskompetenz (vgl. Eckert 2002, 112).

Trotz ihrer Eigenwirksamkeit verdeutlichten die ForschungsteilnehmerInnen ihren Bedarf an professioneller Unterstützung: „sind es schwierige Situationen, wo man so im allgemeinen Freundeskreis zum Beispiel nichts findet, [...] da halte ich für so eine Institution für extrem wichtig“ (E2_1/011, V). Speck (2008, 470) äußert mit Verweis auf Kobi (1983), dass Eltern

von Kindern mit Beeinträchtigung häufiger auf professionelle Unterstützung angewiesen sind. Grund dafür kann sein, dass diese vermehrt mit Herausforderungen konfrontiert werden, welche nicht dem ‚klassischen‘ Elterndasein entsprechen. Engelbert (2002, 39) spricht hierbei von einem häufig intensiven Kontakt zwischen den Eltern und Professionellen. In erster Linie haben die Eltern das Bedürfnis nach Hilfeleistungen für ihre Kinder (vgl. Engelbert 2002, 40). In diesem Falle befinden sie sich in der Rolle der Hilfe- bzw. Ratsuchenden. Die an der Erhebung teilnehmenden Eltern wünschen sich u. a. Unterstützung beim Aufzeigen von beruflichen Möglichkeiten für ihre Kinder. Einerseits wissen sie selbst nicht über alle Optionen Bescheid. Andererseits erhoffen sie sich dadurch, dass ihren Kindern Möglichkeiten außerhalb des ‚gängigen‘ Weges für Menschen mit Beeinträchtigung – wie dem Besuch einer Behindertenwerksatt – aufgezeigt werden. Somit kann das Einwirken von Fachleuten zu einer Erweiterung eines möglicherweise ‚begrenzten‘ Blickfelds der jungen Erwachsenen mit erhöhtem Unterstützungsbedarf bezüglich ihrer beruflichen Zukunft beitragen.

Zudem erweisen sich Eltern nach Jeltsch-Schudel (2014, 94) als ExpertInnen für ihre Kinder. Dies spricht für den Einbezug dieser in die Arbeit der ProfessionistInnen. Todd und Shearn (1997, 341) sprechen von einer „multi-dimensional-role“, welche Eltern von Kindern mit erhöhtem Unterstützungsbedarf innehaben. Familienmitglieder nehmen im Übergangsprozess folgende Rollen ein: „roles of organizational members and political advocate, service developer, the recipient of professional decisions, teacher and learner, family member and decision maker, and their child’s problem source“ (Timmons et al. 2004, 20). Im Falle des Projekts „P.I.L.O.T.“ haben die Eltern der ProjektteilnehmerInnen bereits mehrfach unterstützend mitgewirkt. Beispielsweise führten manche mit ihren Kindern vorbereitende Gespräche in Bezug auf das Projekt oder ein Praktikum. Zudem fand ein kommunikativer Austausch zum Thema ‚Arbeit‘ statt. Ferner sehen die Eltern ihre Aufgabe darin, ihre Kinder und die MitarbeiterInnen in ihrer gemeinsamen Arbeit zu unterstützen. Sie möchten ihre Töchter bzw. Söhne auf dem Weg zu mehr Selbstständigkeit begleiten und ihnen bei ihren künftigen Schritten beistehen.

Darüber hinaus stehen die Eltern im Dialog mit den MitarbeiterInnen und werden immer wieder zu Treffen zwischen ihnen und ihren Kindern hinzugezogen. Durch den Austausch mit ProfessionistInnen erlangen sie eine kognitive und fachliche Kompetenz (vgl. Eckert 2002, 112). Der Ausbau dieser Kompetenz seitens der Eltern kann darauf zurückzuführen sein, dass diese nicht nur von einem Lernprozess ihrer Kinder, sondern auch auf ihrer Seite – u. a. durch den Projektverlauf – sprachen. Die Involvierung im Projekt bewirkte demnach bei (manchen) Eltern eine persönliche Weiterentwicklung. Diese kann dazu beitragen, dass sie sich in

gewissen Bereichen mehr zutrauen und sicherer im Umgang mit verschiedensten Situationen werden, was eine schrittweise Abnahme der ‚Abhängigkeit‘ von Institutionen und somit ProfessionistInnen mit sich bringen kann. Laut Speck (2008, 485) sollen sie so viel Unterstützung erhalten, wie sie benötigen. Gleichwohl spricht er der Selbsthilfe der Eltern eine wesentliche Bedeutung zu. Folgende Äußerung Specks (2008, 482) verdeutlicht, warum eine Kooperation mit ihnen erstrebenswert ist: „Eltern sind aber nicht schlechthin ‚Laien‘, sondern eigentlich beste Kenner ihrer Kinder. Sie kennen nicht nur die Wirklichkeit des Kindes am besten, sondern sind auch selbst ein Teil dieser Wirklichkeit, vor allem der unmittelbar betroffene Teil.“ Eltern sind somit sowohl in ihrer Rolle als Unterstützungs- und Ratsuchende wie auch in der als ExpertInnen für ihre Kinder und kompetente Partner der ProfessionistInnen anzuerkennen (Ziemen 2010, 280).

Die soziale Kompetenz von Eltern beinhaltet neben dem Aufrechterhalten des Kontakts mit ProfessionistInnen auch die Interaktion mit anderen Eltern von Kindern mit Beeinträchtigung (vgl. Ecker 2002, 112). Die Eltern der TeilnehmerInnen des Projekts berichteten vom Austausch mit anderen Eltern, deren Kinder ebenfalls an „P.I.L.O.T.“ teilnehmen. Des Weiteren schilderten sie Umstände, unter denen sie Unterstützung von u. a. FreundInnen und der/dem EhepartnerIn erhielten. Laut Seifert (2014, 29) helfen soziale Ressourcen den Familien von Kindern mit erhöhtem Unterstützungsbedarf u. a. dabei, Belastungen besser bewältigen zu können. Überdies leistet auch das Konzept der Persönlichen Zukunftsplanung seinen Beitrag im Übergangsprozess: „Die gemeinsame Gestaltung einer für die zentrale Person subjektiv wünschenswerten Zukunft steht hierbei im Mittelpunkt der gesamten Planung.“ (Siegert 2008, 57) Ferner findet diese im Zuge von Unterstützernetzen statt, wo sowohl das informelle als auch das professionelle Netz der Hauptperson zusammenkommen, um eine möglichst große Vielfalt an unterschiedlichen Perspektiven zu erzielen (vgl. Lindmeier, Meyer 2005, 3): Es wurde berichtet, „dass Leute aus verschiedenen Aspekten, die den SOHN kennen und zusammenkommen, dass da echt viel entstehen kann“ (E1_2/393, M). Bei einer Mutter bewirkte das Kennenlernen dieses Konzepts ein Bewusstsein dafür, dass das soziale Netz ihres Sohnes über das der Familie hinausreicht. Zudem wurden in manchen der bereits stattgefundenen Unterstützernetze bereits Ziele betreffend die (berufliche) Zukunft der Töchter bzw. Söhne konkretisiert und Schritte zur Umsetzung festgehalten: „also es hat sich das Spektrum erweitert“ (E2_2/060, M).

Im Hinblick auf mögliche Veränderungen der Eltern-Kind-Beziehung sind keine direkt in Bezug auf den Übergangsprozess zu verorten. Weitergefasst berichtete ein Elternteil von Veränderungen bezogen auf das Älterwerden des eigenen Kindes. Ebenso führte eine

erweiterte Inanspruchnahme professioneller Hilfe u. a. durch die Mobile Begleitung zu Veränderungen der Eltern-Kind-Beziehung. Festzuhalten ist, dass die Zeit zwischen der ersten und zweiten Erhebungsphase womöglich zu kurz gefasst war, um diesbezüglich mehr Veränderungen identifizieren zu können.

Im Zuge der Literaturrecherche war in erster Linie Literatur vorzufinden, welche sich mit dem Auszug (junger) Erwachsener aus dem Elternhaus in ein Wohnheim bzw. eine Wohngruppe befasst. Hinsichtlich der beruflichen Zukunft von jungen Menschen mit erhöhtem Unterstützungsbedarf gibt es, den Recherchen zufolge, vor allem Literatur zur Tätigkeit dieser in Behindertenwerkstätten und weniger bezogen auf eine mögliche Anstellung am allgemeinen Arbeitsmarkt. Das Ausmaß der Veränderungen für die Eltern der jungen Erwachsenen sowie deren Rolle im Übergangsprozess wurde überwiegend nur am Rande behandelt. Offensichtlich ist, dass Eltern junger Erwachsener mit erhöhtem Unterstützungsbedarf in der Arbeit der ProfessionistInnen zu berücksichtigen sind. Dabei sind sie in ihrer zweifachen Rolle sowohl als Unterstützungs- und Ratsuchende als auch als ExpertInnen ihrer Kinder und als PartnerInnen der Professionellen ernstzunehmen. Mögliche Gründe dafür wurden anhand dieser Arbeit mehrfach geschildert.

Dies wirft jedoch die Frage auf, in welcher Form die Involvierung der Eltern im (beruflichen) Übergangsprozess stattfinden soll. Hierbei scheint die Herausforderung darin zu liegen, eine Ausgewogenheit zwischen dem Einbezug der Eltern und dem der jungen Erwachsenen mit erhöhtem Unterstützungsbedarf zu schaffen. Hervorzuheben ist, dass die Letztgenannten die Hauptpersonen darstellen. Demnach sollte darauf geachtet werden, dass es nicht um die Vorstellungen der Eltern für die Zukunft ihrer Töchter bzw. Söhne geht, sondern die jungen Erwachsenen selbst mit ihren Bedürfnissen, Wünschen und (Zukunfts-)Vorstellungen ernst genommen werden. Wie die Involvierung der Eltern im Übergangsprozess ihrer Kinder stattfinden soll, sodass dennoch die jungen Erwachsenen mit erhöhtem Unterstützungsbedarf im Mittelpunkt stehen, bedarf noch weiterer Bearbeitung. Zudem würde sich eine dritte Erhebungsphase an einem späteren Zeitpunkt im Projektverlauf und somit im (beruflichen) Übergangsprozess empfehlen. Auf diese Weise könnten womöglich vermehrt Modifikationen in der Eltern-Kind-Beziehung festgestellt werden sowie die Auswirkungen der Unterstützernetze verstärkt hervortreten.

Literatur

- Beck, I., Feuser, G., Jantzen, W. et al. (2012). Vorwort der Gesamtherausgeber. In: Beck, I., Greving, H. (Hrsg.): Lebenslage und Lebensbewältigung. Band 5: Behinderung, Bildung, Partizipation. Enzyklopädisches Handbuch der Behindertenpädagogik. Stuttgart: Kohlhammer, 5-8
- Biewer, G. (2010). Grundlagen der Heilpädagogik und Inklusiven Pädagogik. Bad Heilbrunn: Verlag Julius Klinkhardt, 2. Aufl.
- Blacher, J. (2001). Transition to Adulthood: Mental Retardation, Families, and Culture. In: American Journal on Mental Retardation 106 (2), 173-188.
https://www.researchgate.net/profile/Jan_Blacher/publication/12013757_Transition_to_Adulthood_Mental_Retardation_Families_and_Culture/links/5583000008ae8bf4ba6f8675/Transition-to-Adulthood-Mental-Retardation-Families-and-Culture.pdf (Download: 22.05. 2017)
- Boban, I., Hinz, A. (2005): Persönliche Zukunftsplanung mit Unterstützern - ein Ansatz auch für das Leben mit Unterstützung in der Arbeitswelt. In: Bieker, R. (Hrsg.): Teilhabe am Arbeitsleben. Wege der beruflichen Integration von Menschen mit Behinderung. Stuttgart: Kohlhammer, 133-145
- Bundschuh, K. (2007): Entwicklung. In: Bundschuh, K., Heimlich, U., Krawitz, R. (Hrsg.): Wörterbuch Heilpädagogik. Ein Nachschlagewerk für Studium und pädagogische Praxis. Bad Heilbrunn: Verlag Julius Klinkhardt, 3. Aufl., 58-62
- Charmaz, K. (2006). Constructing Grounded Theory. A Practical Guide Through Qualitative Analysis. London, Thousand Oaks, New Delhi: SAGE Publications
- Charmaz, K. C. (2011). Den Standpunkt verändern: Methoden der konstruktivistischen Grounded Theory. In: Mey, G., Mruck, K. (Hrsg.): Grounded Theory Reader. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2. Aufl., 181-205
- Cooney, B. F. (2002). Exploring Perspectives on Transition of Youth With Disabilities: Voices of Young Adults, Parents, and Professionals. In: Mental Retardation. 40 (6), 425-435,
<http://www.aaidjournals.org/doi/pdf/10.1352/0047-6765%282002%29040%3C0425%3AEPOTOY%3E2.0.CO%3B2> (Download: 16.06.2017)
- Defur, S. H., Todd-Allen, M., Getzel, E. E. (2001): Parent Participation in the Transition Planning Process. In: SAGE Journals 24 (1), 19-36,
<http://journals.sagepub.com/doi/pdf/10.1177/088572880102400103> (Download: 17.12.2016)
- Doose, S. (2011). „I want my dream!“ Persönliche Zukunftsplanung. Neue Perspektiven und Methoden einer personenzentrierten Planung mit Menschen mit Behinderungen. Kassel: Netzwerk People First Deutschland e.V., 9. Aufl.
- Eckert, A. (2002). Eltern behinderter Kinder und Fachleute. Erfahrungen, Bedürfnisse und Chancen. Bad Heilbrunn/Obb.: Julius Klinkhardt
- Engelbert, A. (2002). Familienwelt und Behindertenhilfe – ein anspruchsvolles Verhältnis. In: Bundesvereinigung Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung e.V. (Hrsg.): Familien mit behinderten Angehörigen. Lebenswelten – Bedarfe – Anforderungen. Marburg: Lebenshilfe-Verlag, 35-44

- Engelbert, A. (2012). Familie. In: Beck, I., Greving, H. (Hrsg.): Lebenslage und Lebensbewältigung. Stuttgart: Kohlhammer, 96-104
- Engl, W. (2016a). Konzept: Pilotprojekt ‚Spagat – Integrative Struktur‘.
- Engl, W. (2016b). Theoretische und Methodische Vertiefung der Inhalte des Grundkonzeptes. -Ablaufbeschreibung-
- Fasching, H. (2004). Problemlagen Jugendlicher mit Behinderung in Bezug auf die berufliche Integration. In: Sasse, A., Vitková, M., Störmer, N. (Hrsg.): Integrations- und Sonderpädagogik in Europa. Professionelle und disziplinäre Perspektiven. Bad Heilbrunn: Klinkhardt, 359-372, <http://bidok.uibk.ac.at/library/fasching-problemlagen.html> [1-11] (Download: 03.11.2016)
- Fasching, H., Pinetz, P. (2008). Übergänge gestalten. Pädagogische Unterstützungsangebote für junge Frauen und Männer mit sonderpädagogischem Förderbedarf ins Arbeitsleben – Eine Herausforderung an das System der beruflichen Integration. In: Behinderte Menschen. Zeitschrift für gemeinsames Leben, Lernen und Arbeiten 5, 26-41
- Fischer, U. (2006). Bindung und Ablösung bei schwerer geistiger Behinderung. In: Bundesvereinigung Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung e.V. (Hrsg.): Schwere Behinderung – eine Aufgabe für die Gesellschaft! Teilhabe von Menschen mit schweren Behinderungen als Herausforderung für Praxis, Wissenschaft und Politik. Ein Reader mit Beiträgen vom Kongress der Lebenshilfe »Wir gehören dazu!«. Marburg: Lebenshilfe-Verlag, 273-283
- Friebertshäuser, B., Langer, A. (2013). Interviewformen und Interviewpraxis. In: Friebertshäuser, B., Langer, A., Prengel, A. (Hrsg.). Handbuch. Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim und Basel: Beltz Juventa, 4. Aufl., 437-455
- Heckmann, C. (2004). Die Belastungssituation von Familien mit behinderten Kindern. Soziales Netzwerk und professionelle Dienste als Bedingungen für die Bewältigung. Heidelberg: Universitätsverlag Winter Heidelberg
- Integration Wien (o.J.). Elternnetzwerk. [1-6], <http://www.integrationwien.at/index.php/de/elternnetzwerk-deutsch>
- Jeltsch-Schudel, B. (2014). Familienentlastung. In: Wilken, U., Jeltsch-Schudel, B. (Hrsg.). Elternarbeit und Behinderung. Empowerment – Inklusion – Wohlbefinden. Stuttgart: Kohlhammer, 93-106
- Jetter, K. (2003). Familien heute. In: Wilken, U., Jeltsch-Schudel, B. (Hrsg.): Eltern behinderter Kinder. Empowerment – Kooperation – Beratung. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer, 15-30
- Kallenbach, K. (1999). Unterstützende soziale Netzwerke in Familien mit einem schwerst körperbehinderten Kind. In: Heilpädagogische Forschung. Zeitschrift für Pädagogik und Psychologie bei Behinderungen XXV (1), 61-73
- Kardorff, E., Ohlbrecht, H. (2014). Familie und Familien in besonderen Lebenslagen im Kontext sozialen Wandels – soziologische Perspektiven. In: Wilken, U., Jeltsch-Schudel, B. (Hrsg.). Elternarbeit und Behinderung. Empowerment – Inklusion – Wohlbefinden. Stuttgart: Kohlhammer, 13-24
- Kim, K.-H., Turnbull, A. (2004). Transition to Adulthood for Students With Severe Intellectual Disabilities: Shifting Toward Person-Family Independent Planning. In:

- Research & Practice for Persons with Severe Disabilities 29 (1), 53-57, https://kuscholarworks.ku.edu/bitstream/handle/1808/6250/PCPF7_Transition_to_Adult_hood_8_07.pdf?sequence=1&isAllowed=y (Download: 07.01.2017)
- Koenig, O., Fasching, H., Krög, W., et al. (2010): Von der Schule in den Beruf – von der Integration in den Ersatzarbeitsmarkt? Zur Situation Jugendlicher und junger Erwachsener mit intellektueller Beeinträchtigung in Österreich. In: Schildmann, U. (Hrsg.). Umgang mit Verschiedenheit in der Lebensspanne. Behinderung - Geschlecht - kultureller Hintergrund - Alter/Lebensphasen. Bad Heilbrunn: Klinkhardt, 190-201
- Koenig, O., Postek, N., Stadler-Vida, M. (2011). „Nichts über uns ohne uns“ Informationen über den zukünftigen Arbeitsplatz aus Sicht von Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung im Sinne des Betroffenen-Mainstreamings. <http://bidok.uibk.ac.at/library/koenig-nichts.html> [1-39] (Download: 15.07.2017)
- Krammer, A. (2014). Personenzentrierte und Lebensraumbezogene Soziale Arbeit (auch) bei Menschen mit Behinderung. In: Fürst, R., Hinte, W. (Hrsg.): Sozialraum-Orientierung. Ein Studienbuch zu fachlichen, institutionellen und finanziellen Aspekten. Wien: Facultas Verlags- und Buchhandels AG, 175-188
- Landmark, L. J., Roberts, E. L., Zhang, D. (2013). Educators' Beliefs and Practices About Parent Involvement in Transition Planning. In: Career Development and Transition for Exceptional Individuals 36 (2), 114-123, <http://journals.sagepub.com/doi/pdf/10.1177/2165143412463047> (Download: 26.07.2017)
- Lindmeier, B., Meyer, B. (2005). Persönliche Zukunftsplanung mit Unterstützernetzen. Stand der Umsetzung und Perspektiven für die Bundesrepublik Deutschland. In: Behinderte in Familie, Schule und Gesellschaft 28 (1), 1-16
- Lustig, D. C. (1996). Family adaptation to a young adult with mental retardation. In: Journal of Rehabilitation 62 (4), 22-27, <https://search.proquest.com/docview/236267096/fulltextPDF/1C824F2F25A644D2PQ/1?accountid=14682> (17.7.2017)
- Mey, G., Mruck, K. (2011). Grounded-Theory-Methodologie: Entwicklung, Stand, Perspektiven. In: dies. (Hrsg.). Grounded Theory Reader. Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden 2. Aufl., 11-48
- Miethe, I. (2013). Forschungsethik. In: Friebertshäuser, B., Langer, A., Prengel, A. (Hrsg.): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim und Basel: Beltz Juventa, 4. Aufl., 927-937
- Morningstar, M. E., Turnbull, A. P., Rutherford Turnbull III, H. (1995). What Do Students with Disabilities Tell Us About the Importance of Family Involvement in the Transition from School to Adult Life? In: Exceptional Children 62 (3), 249-260, https://kuscholarworks.ku.edu/bitstream/handle/1808/10945/Turnbull_What%20do%20students%20with%20disabilities.pdf?sequence=1&isAllowed=y (Download: 25.11.2016)
- o.A. (o.J.): Ursprungsbild der Waage. <http://pro-ostseebad-rerik.com/2014/03/02/>, [1] (Download: 15. 05 2017)
- O' Brien, J., Lovett, H. (1992). Finding A Way Toward Everyday Lives. The Contribution of Person Centered Planning. Harrisburg, Pennsylvania: Pennsylvania Office of Mental

- Retardation, 1-23, http://www.inclusion.com/everyday_lives.pdf (Download: 12.11.2016)
- Pittius, K. (2011). Spannungsfeld Netzwerke. Über »Hemmschuhe«, »Rückenstärker« und »Türöffner« in Erwerbsbiographien körperbehinderter Frauen. Münster: Westfälisches Dampfboot
- Przyborski, A., Wohlrab-Sahr, M. (2009). Grounded-Theory-Methodologie. In: dies. (Hrsg.). Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch. München: Oldenbourg, 2. Aufl., 183-217
- Rosenkranz, T. (1998). Familienentlastung. Dienste für Familien mit behinderten Angehörigen, unter besonderer Berücksichtigung der Lebens- und Alltagssituation der Eltern. Linz: edition pro mente
- Seifert, M. (2014). Mütter, Väter und Großeltern von Kindern mit Behinderung. Herausforderungen – Ressourcen – Zukunftsplanung. In: Wilken, U., Jeltsch-Schudel, B. (Hrsg.). Elternarbeit und Behinderung. Empowerment – Inklusion – Wohlbefinden. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer, 25-35
- Siegert, J. (2008). Persönliche Zukunftsplanung: Schlüsselement auf dem Weg der beruflichen Integration. In: Zeitschrift für das Sehgeschädigten-Bildungswesen 128, 57-67
- Speck, O. (2008). System Heilpädagogik. Eine ökologisch reflexive Grundlegung. München: Ernst Reinhardt, 6. Aufl.
- Strauss, A. L. (1998). Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung. München: Fink, 2. Aufl.
- Strübing, J. (2014). Grounded Theory. Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung eines pragmatischen Forschungsstils. Wiesbaden: Springer VS, 3. Aufl.
- Theunissen, G. (2012). Lebensweltbezogene Behindertenarbeit und Sozialraumorientierung. Eine Einführung in die Praxis. Freiburg im Breisgau: Lambertus-Verlag
- Timmons, J. C., Whitney-Thomas, J., McIntyre, J. P., et al. (2004). Managing Service Delivery Systems and the Role of Parents During their Children's Transition. In: Journal of Rehabilitation 70 (2), 19-26, <https://search.proquest.com/docview/236325398/fulltextPDF/575030859E0B41A6PQ/1?accountid=14682> (Download: 02.07.2017)
- Todd, S., Shearn, J. (1997). Family Dilemmas and Secrets: Parents' disclosure of information to their adult offspring with learning disabilities. In: Disability & Society 12 (3), 341-366, <http://www.tandfonline.com/doi/pdf/10.1080/09687599727218?needAccess=true> (Download: 13.06.2017)
- Verteidigungsministerium der Vereinigten Staaten (2011). Förderbedarf. Handbuch für Eltern. Geburt bis 18. http://download.militaryonesource.mil/12038/EFMP/PTK_SCORs/Parent%20Tool%20Kit_German-Translation.pdf (Download: 21.07. 2017)
- Wachtel, G. (2016). Familie. In: Hedderich, I., Biewer, G., Hollenweger, J., et al. (Hrsg.): Handbuch Inklusion und Sonderpädagogik. Bad Heilbrunn: Verlag Julius Klinkhardt, 427-432
- Weißbach, V. (2015). ifs Spagat – Berufliche Integration durch Unterstützungskreise. In: Kruschel, R., Hinz, A. (Hrsg.): Zukunftsplanung als Schlüsselement von Inklusion.

Praxis und Theorie personenzentrierter Planung. Bad Heilbrunn: Verlag Julius Klinkhardt, 131-140

Ziemen, K. (2002). Das bislang ungeklärte Phänomen der Kompetenz: Kompetenzen von Eltern behinderter Kinder. Butzbach-Griedel: Afra Verlag

Ziemen, K. (2010). Elternqualifizierung und Familienbildung. In: Kaiser, A., Schmetz, D., Wachtel, P., et al. (Hrsg.): Bildung und Erziehung. Band 3: Behinderung, Bildung, Partizipation. Enzyklopädisches Handbuch der Behindertenpädagogik. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer, 280-285

Anhang

Kurzfassung

Die vorliegende Masterarbeit befasst sich mit der Rolle von Eltern junger Erwachsener mit erhöhtem Unterstützungsbedarf im beruflichen Übergangsprozess. Im Zuge zweier Erhebungsphasen wurden Leitfadeninterviews mit jenen Eltern geführt, deren Kinder TeilnehmerInnen am Projekt „P.I.L.O.T.“ sind. Ziel war die Herausarbeitung der elterlichen Rolle und der Auswirkungen des Übergangsprozesses auf das Familiengeschehen. Die Bedeutung professioneller Unterstützungssysteme sowie des Konzepts der Persönlichen Zukunftsplanung wurde näher beleuchtet. Die Auswertung und Interpretation der Daten fand mittels Verfahrensschritte der konstruktivistischen Grounded-Theory-Methodologie nach Charmaz statt.

Die Ergebnisse der Masterarbeit zeigen eine hohe Signifikanz der elterlichen Beteiligung im beruflichen Übergangsprozess. Die Eltern werden insofern aktiv, als sie zum einen zukunftsbezogene Gespräche mit ihren Töchtern bzw. Söhnen führen. Zum anderen unterstützen sie die Zusammenarbeit der Professionellen und ihrer Kinder. Die Arbeit der im Übergangsprozess involvierten ProfessionistInnen hat für die Eltern einen entlastenden und unterstützenden Charakter. Desgleichen wirkt sich die Zusammenarbeit der Eltern und Fachleute sowie deren (gemeinsames) Verfolgen (beruflicher) Ziele förderlich auf den Übergangsprozess aus. Das Konzept der Persönlichen Zukunftsplanung bietet in dieser Zeit der Veränderungen Halt. Besonders im Kontext von Unterstützernetzen wird dies durch das Zusammenkommen des informellen und professionellen Netzwerkes der jungen Erwachsenen deutlich. Ferner lässt sich festhalten, dass es sich beim beruflichen Übergang stets um einen individuellen Prozess handelt, welcher von der aktuellen Situation der jeweiligen Familie und darüber hinaus ihrer bisherigen – u. a. institutionellen Erfahrungen – geprägt ist.

Abstract

This master's thesis examines the role of parents of young adults with an increased need for support during the process of transition to professional life. In two data collection stages, guided interviews with the parents whose children participate in the project 'P.I.L.O.T.' were conducted, with the aim of investigating the importance of the parents' involvement in this transition process as well as its impact on family dynamics. The significance of professional support systems and of the concept of person-centred planning was examined. The data was evaluated and interpreted by using procedural steps of constructivist grounded theory according to Charmaz.

The results of this master's thesis show that the parents' involvement in the transition process is of great importance. The parents become active by having conversations about the future with their sons and/or daughters. Moreover, they assist their children in working with the professionals and vice versa. The parents perceive the work of the professionals involved in the transition process as relieving and supporting. The parents' working together with the professionals as well as the pursuit of (professional) goals are also beneficial to the transition process. The concept of person-centred planning is an additional support during this time of change. It is in the context of circles of supporters, when the young adults' informal and professional networks meet, that the impact of person-centred planning becomes particularly apparent. Moreover, it can be said that the transition into professional life always is an individual process, which is shaped by the current situation of the respective family and their past—institutional and other—experiences.

Lebenslauf

Persönliche Daten

Name: Sarah Maria König, B.Ed.
Geburtsdatum/-ort: 16. März 1990 in Steyr
Familienstand: verheiratet
Staatsbürgerschaft: Österreich

Werdegang

2013 - 2017 Masterstudium „Bildungswissenschaft“
2012 - 2013 Klassenlehrerin in der Volksschule „Schiedlberg“
2009 - 2012 Studium „Volksschulpädagogik“
2007 - 2009 Berufsreifeprüfung (nebenberuflich Kindermädchen)
2004 - 2007 Dreijährige Fachschule für Gesundheit und Soziales (HLW)
1996 - 2004 Volks- und Hauptschule in Steyr/Garsten